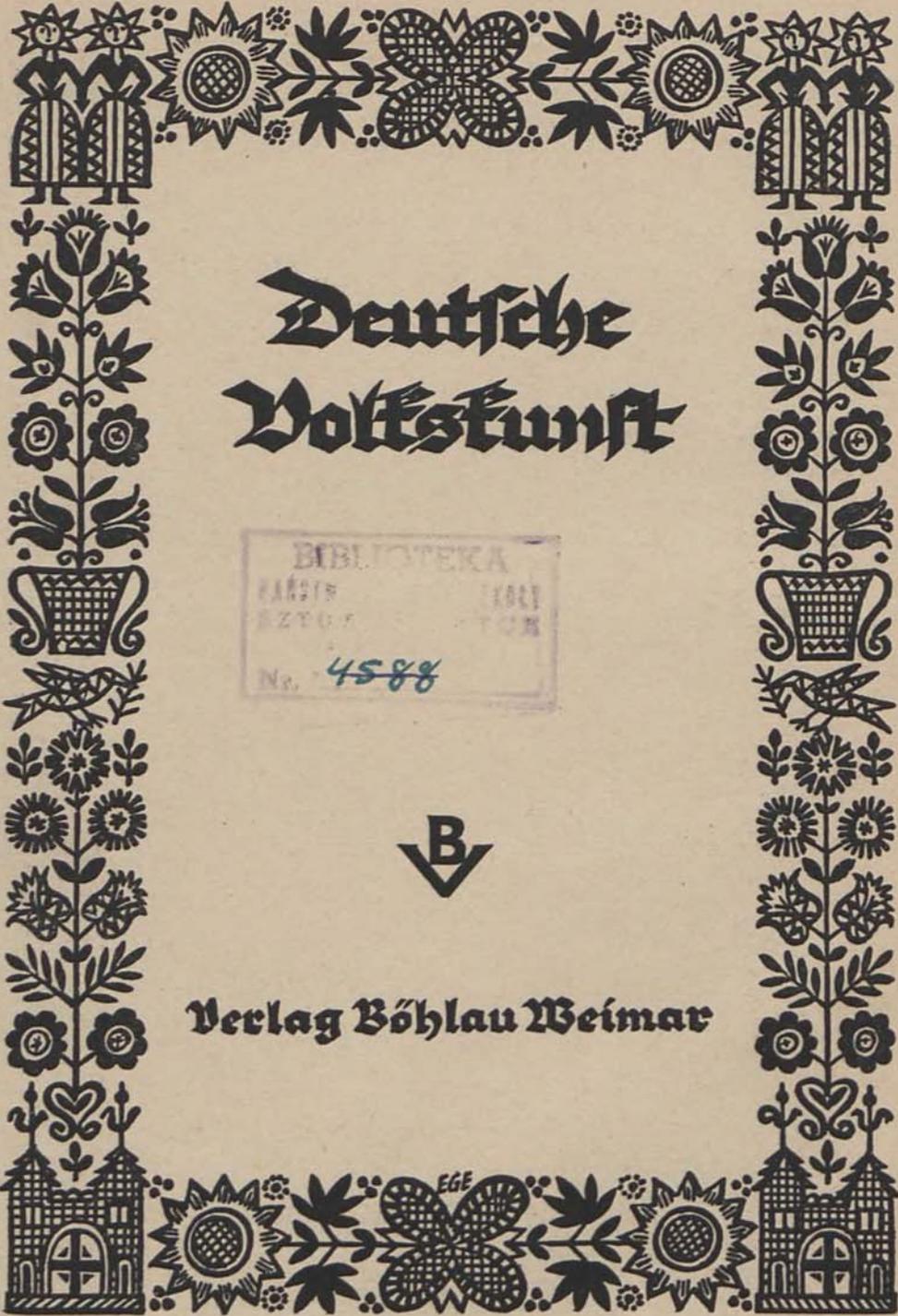


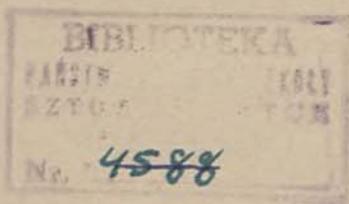
Deutsche
Volkskunst
Ostpreußen



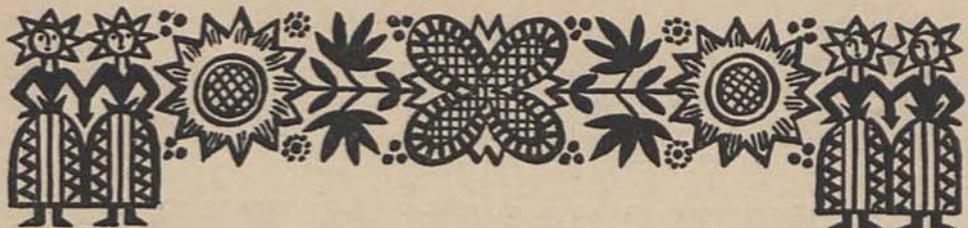
Verlag Böhlau
Weimar



Deutsche Volkstunst



Verlag Böhlau Weimar

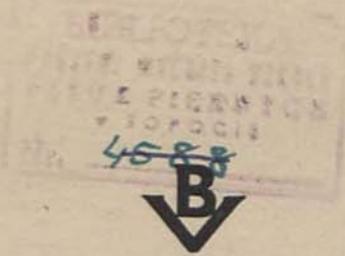


Ostpreußen

Text & Bildersammlung von

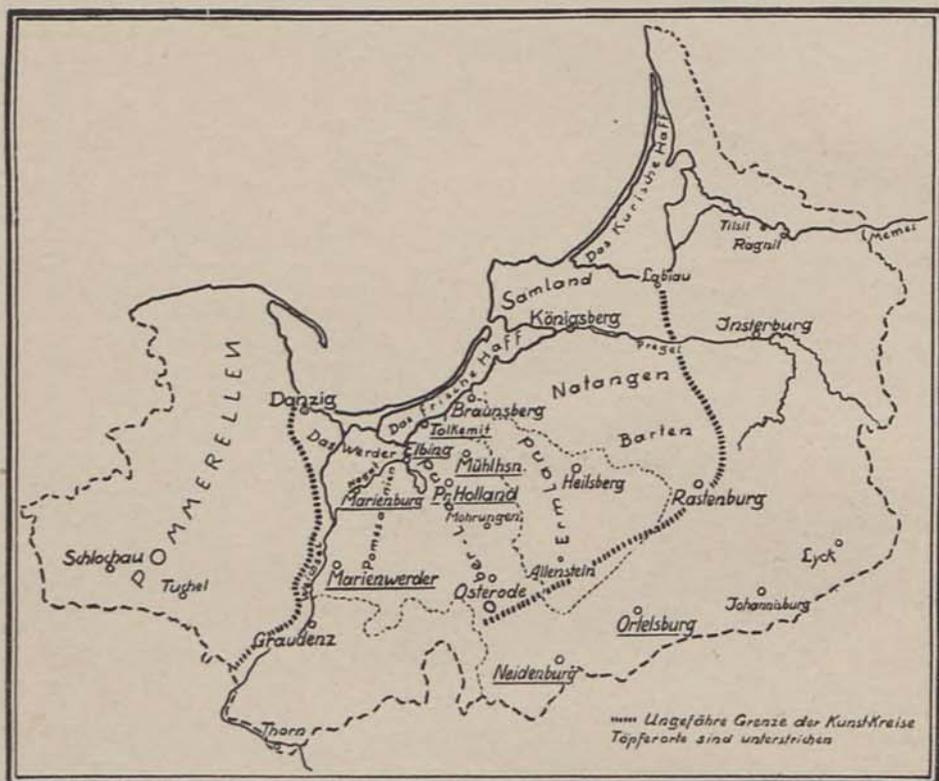
Karl Heinz Clasen

Mit 216 Bildern



Verlag Böhlau Weimar





Hauptgebiete und Hauptorte der ostpreussischen Volkskunst
 Grenzen der Ordenszeit / Karte von Karl Heinz Clasen

Zweite, überarbeitete Neuauflage 1942

Druck: Dietrich & Bräuner GmbH., Weimar

L.Nr. 000



432 I

Inhaltsverzeichnis

	Abbildung	Seite
Übersichtskarte		4
I. Umfang und Wesen der ostpreussischen Volkskunst		7
II. Haus und Hof	1—20	15
Formen des Bauernhauses / Bauliche Einzelheiten / Kleinstädtische Architektur / Speichenhäuser / Scheunen und Ställe		
III. Kirche und Friedhof	21—50	25
Kirche und Siedlung / Das Kirchengebäude / Innenraum und Ausstattung / Friedhofskunst / Bildstöcke		
IV. Die Einrichtung des Hauses	51—90	30
Innenräume / Möbelformen: Betten / Schränke / Truhen / Tische / Stühle / Wandbretter		
V. Kleingerät für Haus- und Erwerbsleben	91—189	35
Verschiedene Gegenstände aus Holz / Schiffswimpel / Kratzenhalter / Arbeiten aus Stroh und Flechtwerk / Gerät aus Metall / Keramik / Wandbilder / Spielzeug		
VI. Die Trachten	190—200	36
Erhaltene Trachten / Einzelheiten der Kleidung		
VII. Handwerk und häusliche Handarbeiten	201—216	38
Zeugdruck / Weberei / Stickerei / Wollstickerei		
VIII. Volkskunst und Gegenwart		40

Literatur

Für Auskunft und andere Unterstützung ist der Verfasser den Provinzialkonservatoren Herrn Prof. Dr. Dethleffen, Königsberg und Herrn Dr. Schmid, Marienburg, sowie Herrn Prof. Dr. Ziefemer, Königsberg, Herrn Prof. Dr. K. Brunner, Berlin und Herrn Museumsdirektor Dr. Gaerte, Königsberg, zu großem Danke verpflichtet.

Von der benutzten Literatur seien die wichtigsten Arbeiten genannt:

- Brunner, Ostdeutsche Volkskunde. Berlin 1925.
Schnippel, Volkskunde von Ost- und Westpreußen, 1. und 2. Reihe. Danzig 1921, Königsberg 1927.
Dethleffen, Bauernhäuser und Holzkirchen in Ostpreußen. Berlin 1911.
Bezzenberger, Über das litauische Haus, Altpreußische Monatschrift 23. Königsberg 1886.
Dittrich, Das alte ermländische Wohnhaus, Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands, Jahrgang 1870. Braunsberg 1870.
Phillipp, Beiträge zur ermländischen Volkskunde. Greifswald 1906.
Bertram, La Baume, Kloepfel, Das Weichsel—Nogat—Delta. Danzig 1924.
Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westpreußen und von Ostpreußen.
E. Riemann, Ostpreußisches Volkstum um die ermländische Nordostgrenze. Königsberg (Pr.) und Berlin 1937.
E. Riemann, Das niederdeutsche Haus in Ostpreußen. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Bd. 63/64, 1938, S. 15 ff.
E. Riemann, Das ostpreußische Bauernhaus. Eine Übersicht. Alt-Preußen, Bd. 3, 1938, S. 13 ff.
S. Harmjanz, Volkskunde und Siedlungsgeschichte Ostpreußens. Neue deutsche Forschungen 100. Berlin 1936.
S. Harmjanz, Das germanische Erbe in den Hauslandschaften Nordosteuropas. Jomsburg Bd. 2, 1938, S. 289 ff.
E. Schimanski, Das Bauernhaus Masurens. Königsberg (Pr.) 1936.
W. Gaerte, Eine altertümliche Bauernhausform in Ostpreußen. Königsberger Beiträge. Königsberg (Pr.) 1929.
S. Baumbauer, Oberländische Kratzenstöcke. Archiv für Anthropologie. N. S. 22, 1930, S. 146 ff.
W. Heym, Der Kratzenstock. Mitteil. des Westpreußischen Geschichtsvereins 35, 1936, S. 92 ff.
W. Heym, Das bäuerliche Geschirr im Regierungsbezirk Westpreußen in geschichtlicher Zeit. Jahrbuch für historische Volkskunde 3/4, 1934, S. 35 ff.
A. Zahm, Ostpreußische Bauerteppiche. Jena 1937.
S. W. Reiser, Die deutsche Hinterglasmalerei. München 1937.

Zu den Abbildungen

Von den folgenden Stellen und Herren wurden Aufnahmen für das Buch zur Verfügung gestellt:

- Denkmalarchiv für Westpreußen: 4, 11, 18, 20, 22—23, 33, 51—57, 111, 113.
Institut für Heimatkunde der Universität Königsberg: 15, 16, 21, 25, 26, 28.
Preussisch-Museum, Königsberg: 9, 195—198, 204, 206.
Deutsches Museum für Volkskunde, Berlin: 114, 116, 188, 191, 193, 194, 205, 210.
Dr. W. Gaerte, Königsberg: 15, 39, 208.
Hermann Schulz, Königsberg: 1, 50, 60.

Die übrigen Aufnahmen wurden vom Verfasser selbst für das Buch hergestellt.

Umfang und Wesen der ostpreussischen Volkskunst

Die beiden nordöstlichen Landschaften des deutschen Volksraumes, Ostpreußen und Westpreußen, sind als Provinzen des preussischen Staates erst spät zu festeren geographischen Begriffen geworden. Nachdem sie zunächst am Ende des Mittelalters im Rahmen des Deutschordensstaates Preußen zu einer engeren Einheit zusammengefaßt waren, wurden sie seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bei ihrer Wiedervereinigung im Königsstaate Preußen schärfer voneinander abgegrenzt. Man kümmerte sich jedoch damals weder um tiefere geschichtliche Grundlagen noch um unterschiedliche Volkstumsverhältnisse und zog die Trennungslinie nach rein äußerlichen, verwaltungstechnischen Gesichtspunkten. Dadurch wurden die geschichtlich und durch Besiedlung stärker an Ostpreußen gebundenen Gebiete östlich von Weichsel und Togat, die Gegenden um Elbing, Marienburg und Marienwerder, zu dem westlich dieser Flußläufe liegenden Westpreußen geschlagen. Für eine kunstwissenschaftliche Betrachtung erweist sich diese, heute wieder wirksam gewordene Abgrenzung nicht als günstig. Es muß versucht werden, auf dem Boden geschichtlicher Vorgänge einen festeren und klareren Standpunkt zu gewinnen.

In Vor- und Frühgeschichte bildete der Unterlauf der Weichsel mehrmals eine wirksame Volkstumscheide. Im Verlaufe der Bronzezeit drangen die Germanen über die Oder nach Osten bis zur Weichsel vor. Aber der Fluß hielt sie nicht lange auf, schon am Ende der jüngeren Bronzezeit, bald nach dem Jahre 1000 vor der Zeitwende, hatten sie den Fluß überschritten. Nach immer weiterem Vordringen gegen Osten siedelten sie in den ersten Jahrhunderten nach der Zeitwende bis zum Unterlauf der Passarge und südlich davon noch ein gutes Stück über den Fluß hinaus. Als seit dem Beginne der Völkerwanderung die Germanen aus der Weichselgegend abzogen, rückten Ostvölker langsam in den leer gewordenen Raum nach. An der Ostsee entlang breiteten sich bis zur Weichsel die Preußen aus, während südlich davon slavische Stämme vorwanderten und, die Preußen umgehend, auch das westlich des Flusses liegende Pommerellen besiedelten.

Für die weitere Volkstumsentwicklung an der Weichsel vom Mittelalter bis zur jüngsten Vergangenheit wurde dieser am Ende der Völkerwanderungszeit erreichte Besiedlungszustand recht bedeutsam. Die Preußen, die das Gebiet zwischen Ostsee, Weichsel, Memel und der masurischen Seenplatte ausfüllten, gehörten mit den Kuren, Litauern und Letten zur baltischen Völkergruppe, die als ein durch Sprache und Kultur abgeonderter Teil der Indogermanen selbständig neben Germanen und Slaven stand. Während die südlich angrenzenden Polen und auch die westlichen Slaven schon früh, seit der Jahrtausendwende, das Christentum angenommen hatten, beharrten die Preußen noch lange bei ihrem heidnischen Glauben. Das mußte sie schließlich zu einem Zusammenstoß mit dem christlichen Westen bringen. Im Laufe des 18. Jahr-

hundreds gelangte ihr Siedlungsgebiet durch Eroberung in den Besitz des deutschen Ritterordens, der sich aus ihm einen unabhängigen Staat westlichen Gepräges und westlicher Kultur schuf. Am Anfang des 14. Jahrhunderts wurde dieser preußische Deutschordensstaat durch die Erwerbung der slavisch besiedelten Landschaft Pommerellen westlich der Weichsel wesentlich vergrößert. Der Name Preußen übertrug sich nun auf den erweiterten Ordensstaat, der so zum fruchtbaren Kern für die Bildung eines neuen einheitlichen ostdeutschen Kulturraumes wurde. Aber der Zusammenbruch des Ordens und das Vordringen Polens nach der Mitte des 15. Jahrhunderts entzogen Pommerellen und westliche Teile des Ordensstaates auf dem rechten Weichselufer wieder für längere Zeit der einheitlichen und verschmelzenden Einwirkung der deutschen Kultur. Der dem Orden verbliebene östliche Teil von Preußen kam nach der 1525 erfolgten Umwandlung in ein weltliches Herzogtum an Brandenburg und gab dann noch einmal seinen Namen her, um das ganze durch die Hohenzollern geschaffene Staatsgefüge zu bezeichnen. Nachdem Friedrich der Große die westlichen Teile des ehemaligen Ordensstaates zurückgewonnen hatte, sprach man von einem Ost- und einem Westpreußen oder zusammenfassend zum Unterschied von dem Königreich Preußen von einem Altpreußen.

Als am Anfang des 20. Jahrhunderts der geschichtliche Prozeß einheitlicher Prägung deutschen Volkstums vor letzter Verwirklichung stand, veranlaßte der Ausgang des Weltkrieges für eine kurze Zeitspanne einen Rückschlag und mit ihm den Versuch, polnische Machtansprüche zur Geltung zu bringen. Die Niederwerfung Polens im Jahre 1939 und die Wiedereingliederung Pommerellens in den deutschen Volkskörper wird eine schnelle und durchgreifende deutsche Wiederbesiedlung zur Folge haben und damit dem westlichen Teile des ehemaligen Ordensstaates endlich seine politische und volksmäßige Einheit und Ruhe geben.

Altpreußen in der vollen Ausdehnung über Ost- und Westpreußen würde die geeignete geschichtliche Grundlage für eine Untersuchung der Volkskunst in jenem nordöstlichen Teile Deutschlands bieten. Eine zweite Möglichkeit besteht darin, ein engeres Gebiet von einheitlichem Kulturcharakter zu wählen, den Raum zwischen Memel und Weichsel, der vor dem Auftreten des Ordens von preußischen Stämmen besiedelt war. Aus Gründen, die später zu erörtern sind, soll Pommerellen hier nicht mehr zur Behandlung kommen. Die für diese Darstellung gewählte Landschaft umfaßte also in der Hauptsache die preußische Provinz Ostpreußen, wie sie sich bis zur Befreiung Pommerellens zwischen Memel und Weichsel ausbreitete. Das Memelland wird mit eingeschlossen, und ebenso sind Ausblicke auf den Raum des ehemaligen Freistaates Danzig zweckmäßig und notwendig.

Auf der schöpferisch zusammenfassenden Tat des deutschen Ordens beruht die deutsche Volkskultur in Altpreußen auch heute noch. In ihr liegen die nie erstorbenen Wurzeln, aus denen ein weitverzweigter Baum wuchs mit wirt verschlungenem

Geäft, sturmzerfetzt, schicksalreich. Schon das Einströmen von Siedlern aus den verschiedensten Teilen Deutschlands mit unterschiedlich gearteten Stammeskulturen macht den geschichtlich gewordenen Zustand so vielgestaltig. Er wird weiterhin bestimmt durch den bis in die Gegenwart hinein geführten erbitterten Kampf zwischen Deutschtum und Polentum. Große Gebietsteile wie das Ermland und Westpreußen wurden für Jahrhunderte aus dem Gesamtkörper herausgerissen und durch fremdartige Einflüsse in ihrer organischen Entwicklung gehemmt. Kriege und Seuchen verheerten und entvölkerten ganze Landstriche, die schon westlicher Kultur gewonnen waren. Neue Besiedlungstätigkeit einer zielbewußten Landesherrschaft setzte neue Kräfte an, verlangsamte aber andererseits den bereits weit vorgeschrittenen Prozeß der Vereinheitlichung des gesamten Volkstums. Auch heute ist die Neubesiedlung noch nicht zum Abschluß gekommen, sondern vor neue Aufgaben gestellt.

An dieser Neubesiedlung sind vom 13. Jahrhundert an fast alle deutschen Stämme beteiligt. In Flandern und Brabant erklang das Lied:

„Naer Oostland willen wy ryden.
 Naer Oostland willen wy mee,
 al over die gröne heiden,
 daer isser een betere stee.
 Als wy binnen Oostland kamen,
 Al onder dat hooge huis,
 Daer worden wy binnen gelaten,
 Frisch over die heiden,
 Zy heeten ons willekomzyn.“

Der Anteil der Niederlande gibt sich im Besiedlungsbild deutlich zu erkennen. Schon zu den ersten Stadtgründungen des Ordens im Kulmerlande stellten sie ihre überschüssige Volkskraft. Der erste Vorort des Ordenslandes, die Stadt Kulm, erhielt flämische Stadtverfassung, das dann für den ganzen Ordensstaat wichtig werdende spätere kulmische Recht. Auch die flämische Zufeneinteilung fand Eingang in Preußen. Bauern aus Holland und aus den Rheinlanden siedelten im Samland und in der Gegend von Elbing. Die Stadt Preußisch-Holland trägt von ihnen den Namen. Noch im 16. und 17. Jahrhundert kommen Siedler aus jenen Gegenden in das Land. Es sind vor allem die für die Volkskunst und Volkskultur so bedeutungsvollen Mennoniten, die sich im Großen Werder zwischen Danzig und Marienburg niederließen. Schwäbisch und überhaupt süddeutsch war die Masse der Ordensritter selbst. Sie zogen selbstverständlich ihre Landsleute, wenn auch in geringerem Maße, zur Kolonisierung ihres Landes heran. Im Kulmerland und an manchen anderen Orten lassen sich solche Schwabentolonien nachweisen oder wenigstens vermuten.

Der weitaus größte Teil der Siedler jedoch stammte, wie noch heute die Dialekte in Ost- und Westpreußen beweisen, aus Mittel- und Niederdeutschland. Westfalen sind es, die die sogenannte Koschneiderei in der Gegend von Könitz in Pommerellen dem Deutschtum um 1434 gewannen. Auch im Memelland lassen sie sich schon früh nachweisen. Niederdeutsch im Besiedlungscharakter ist der wesentlichste Teil von Pommerellen, die Gegenden von Marienwerder, Graudenz, das nördliche Oberland und Ermland und der ganze östliche Teil des heutigen Ostpreußen. Eine große zusammenhängende mitteldeutsche Insel in diesem niederdeutschen Siedlungsgebiet bilden die mittleren Teile des Ermlandes und des Oberlandes von Heilsberg über Mohrungen nach Marienburg und Dt.-Eylau, wo man die sogenannte Breslauische Mundart im Gegensatz zu der niederdeutschen Käslauischen im Norden spricht. Schlesier haben hier wohl das Hauptkontingent der Einwanderer gestellt. Die alten Landesbewohner, die Preußen rechts der Weichsel und die Slaven in Pommerellen, gingen mit ihrer völkischen Eigenart fast ganz in der neuen Kultur auf. An den Randgebieten des Ordensstaates, im Memelgebiet, in Masuren, im Kulmerland, in einzelnen Gegenden Pommerellens entstehen dann, in der Ordenszeit vereinzelt beginnend, aber im wesentlichen in der Neuzeit, Mischkulturen aus fremdstämmigen Einwanderern und den deutschen Kolonisten. Überhaupt hat erst die Neuzeit das heutige Besiedlungsbild dieser Randgebiete geschaffen. In das Memelgebiet kommen von Osten her seit dem 16. Jahrhundert Litauer, daneben werden 1732 die aus ihrer Heimat vertriebenen Salzburger Protestanten und Bauern aus der Schweiz, aus Sachsen, aus der Pfalz, aus Niederdeutschland und den verschiedensten Teilen des übrigen Deutschland angesiedelt. Masuren gelangen in die Süddeile Ostpreußens und Polen in das lange unter ihrer Herrschaft stehende Kulmerland.

Das bunte, aus geschichtlichem Schicksal und Verschiedenheit der Siedler gewirkte Bild des Volkstums spiegelt sich in der Mannigfaltigkeit der Volkskunst deutlich wider. Vieles von dem, was anschaulicher Ausdruck wurde, zeigt sich den Erzeugnissen des Ursprungslandes seiner Verfertiger verwandt. Und doch hat sich auch wieder alles dem neuen Heimatboden angepaßt. Gerade diese Mischungen und Beziehungen machen die Volkskunst Altpreußens so reich an Erscheinungsformen und die Beschäftigung mit ihr so lohnend. Andererseits gewinnt sie für die Besiedlungsforschung des Landes Bedeutung als Hilfswissenschaft. Doch steckt die wissenschaftliche Ausbeutung dieses Ausdruckskomplexes der Volkskultur immer noch in den Anfängen, und es kann zunächst nur darauf ankommen, Grundlagen für die Weiterarbeit zu schaffen.

So vielgestaltig und beziehungsreich sich die Volkskunst Altpreußens auch äußert, es lassen sich doch mehrere größere, in sich zusammenhängende, voneinander durch tiefgehende Wesensunterschiede scharf getrennte Ausdrucksgebiete festlegen. Sie werden in erster Linie bestimmt durch den Untergrund, auf dem sich die deutsche Volkskultur aufbaut. Im Osten und im Süden des heutigen Ostpreußen wird sie, wie schon erwähnt,

von einem stärkeren, dem Deutschtum schon restlos angeglichenen, fremdstämmigen Einschlag mitbestimmt. Auf der Kurischen Nehrung und an den Rändern des Kurischen Hafens sitzen die Kuren, verwandt den Letten, einem anderen Stamm der baltischen Völkergruppe. Im Memelland und auf dem linken Memelufer bis nach Gumbinnen hin breiten sich, ganz zum Deutschtum gewandelt, die memelländischen Litauer aus. Die angrenzenden Masuren im Südosten und Süden sind ein besonderer slavischer Stamm, mit Polen und Preußen vermischt und kulturell völlig dem Deutschtum gewonnen. Die Volkskunst in diesem weitgestreckten Grenzstreifen zeigt zwar kein gleichmäßiges Gepräge, wird aber durch gemeinsame Grundzüge bestimmt. Zwei engere Bezirke der Volkskunst gliedern diesen litauisch-masurischen Kreis: das Memelgebiet und Masuren.

Ein zweiter Kreis altpreussischer Volkskunst umschließt das übrige heutige Ostpreußen bis zur Weichsel. Er stößt bis in die Gegend von Danzig und tief in das Kulmerland vor. Hier haben hauptsächlich Preußen gesessen. Ihr untergegangenes Volkstum gibt der vielgestaltigen kolonialen Volkskultur eine wenn auch nur noch schwach durchschimmernde Einheit. Drei Bezirke in diesem Kreise heben sich schärfer ab: Ermland, Oberland und Pomesanien mit dem Danziger Werder. Den dritten Kreis endlich nimmt die alte Ordenslandschaft Pommerellen ein. Der Untergrund ist durch den Stamm der Kassuben slavisch. Auf ihm spielte sich bis in die Gegenwart der alte Kampf zwischen Deutschtum und Polentum ab.

Dem memelländisch-masurischen Kreise fehlt die ordenszeitliche, mittelalterliche Kultur. Seine Volkskunst ist Volkskunst im reinsten Sinne, verhältnismäßig unbeeinflusst von der sogenannten Hochkunst und daher ohne jede deutlicher erkennbare Entwicklung. Als Haustypus herrscht das durch An- und Ausbauten nicht oder wenig komplizierte Rechteckhaus vor. Man kennt, soweit nicht jüngste westliche Einflüsse vorliegen, nur den Blockhausbau und einfache Innenteilung. Noch klarer tritt das Eigenartige und im Grunde primitive Stilgefühl dieses Kreises in den Holzarbeiten hervor. Zu den Möbeln werden fast nur Nadelhölzer verwandt, die durch bunte Bemalung ihren besonderen Wert erhalten. Das Formgefühl ist ganz auf linienhafte Wirkung eingestellt. Das hanseatische Barock fand nur geringen Eingang und wurde dann, soweit es sich nicht um Anpassung an die vom Westen eingewanderten Besiedler handelt, ins Linienhafte umgedeutet. Hohlkehlen verwandte man äußerst sparsam. Die besondere Wirkung der Erzeugnisse dieser Volkskunst beruht daher vorzüglich auf der ausdrucksvollen Linienführung. Das schön und phantasievoll ausgefügte Brett spielt bei den Holzarbeiten eine Hauptrolle. Durch einfaches Übereinandersetzen solcher Bretter versuchte man, sich dem Stile der barocken Möbelarchitektur zu nähern (Abb. 67, 75). Den Küchenschränken und Wandborden gibt das ausgefügte Brett ein besonders charakteristisches Gepräge. Die Rückenlehnen der Stühle werden auf den reizvoll bewegten Umriß hin gestaltet. Ihre ganze Schönheit aber entfaltet diese

lineare und unplastische Einstellung bei den Grabbrettern und Schiffswimpeln des Memelgebietes.

Die Keramik ist schwach und nur geringwertig entwickelt, im Memelgebiet scheint sie ganz zu fehlen. Sie wird eingeführt oder durch Gefäße aus Holz, ja sogar durch hölzerne Flaschen ersetzt (Abb. 135—135). Die masurische Keramik leistet allerdings in der Ofenindustrie Hochwertiges, im übrigen aber reicht sie nicht an die des übrigen Altpreußen heran. Das gleiche lineare Formgefühl, das sich in den Holzarbeiten äußert, zeigen auch die häuslichen Handarbeiten. Ihre Muster bauen sich aus einfachen Flächen oder zarten Linienstrukturen auf (Abb. 210). Stickerien mit bildhaften oder plastischen Wirkungen fehlen gänzlich.

Neben der Begabung für den Ausdruck in der Linie besitzt jener Kunstkreis einen starken, aber wenig differenzierten Farbensinn. Nur die reinen oder wenig gemischten Farben finden in voller Leuchtkraft Verwendung. Die Außenwände der Häuser werden rot und weiß gestrichen, Türen und alles Brettwerk blau. Blau, Rot, Weiß, Gelb und Grün sind auch die Hauptfarben der Möbel. Die Bemalung der so wirkungsvollen kurischen Schiffswimpel setzt sich fast nur aus Schwarz, Weiß und Rot zusammen. Das Blumen- und Rankenwerk auf den Möbeln behält immer etwas Vegetables, Mucherndes und wird seltener symmetrisch organisiert.

Wo diese Merkmale nicht ausschließlich vorkommen, kann immer der nicht unbezweifelnde Einfluß salzburgischer oder sächsischer Siedler angenommen werden.

Der Unterschied zwischen der Volkskunst im Memellande und in Masuren ist leicht zu fassen. In dem nördlichen Bezirk werden alle Formen reicher und blühender, bekommen oft sogar etwas spielerisch Zierliches. In den Hausblöck schieben sich gelegentlich Lauben an Ecken und Seitenmitten ein, oft an mehreren Seiten zugleich. Die Möbel, in den Typen und Formen mannigfaltiger, erhalten phantasievollere Bemalung als in Masuren. Hinter dieser Volkskunst steht das reichere, fruchtbare Land, während Masuren, nicht arm an ertragreichen Gebieten, aber vielfach durchsetzt von Wäldern und sandigem Boden, nicht so sehr die materiellen Kräfte für eine hochstehende Volkskunst entfalten konnte. Namentlich der Südstreifen Masurens unmittelbar an der Grenze ist infolge seines schlechten Bodens arm an Volkskunst. An ihn denkt wohl in erster Linie der Volksmund, wenn er sagt: „An der Grenze der Kultur, wo der Mensch wird zum Masur.“ Doch ist dort immer noch mehr an volkshünstlerischen Erzeugnissen zu finden, als man zunächst erwartet. Die masurischen Möbel sind wie die Häuser, in denen sie stehen, recht einfach in ihren Formen und oft bemalt mit eigenartig fleckigen Ranken- und Blumenmustern, denen der organische Zusammenhang schon fast verlorengeht. Das bedeutet zweifellos ein Extrem der gesamt künstlerischen Einstellung des litauisch-masurischen Kreises.

In einem scharfen Gegensatz zu der stilistischen Besonderheit dieses Kunstkreises steht die Volkskunst im altpreußischen Kernlande, dem mittelpreussischen Kreise. Hier

hat sich in den großen Städten schon in der Ordenszeit eine hochwertige Kunstblüte entwickelt, vom Westen befruchtet, mit Erzeugnissen, die sich an Qualität westlichem Kunstgut durchaus würdig anreihen. Danzig, Elbing, Königsberg nehmen auch an der Entfaltung der Renaissance und des Barock hervorragenden Anteil; namentlich in Danzig entsteht ein Kunsthandwerk von gepflegtester Durchbildung, dessen Einfluß weit nach Süden und Osten in das Land hineinreicht. Das Gebiet ist zudem stark von kleinen und kleinsten Städtchen durchsetzt, die zwar im Geschmack der Bewohner sich nicht wesentlich vom flachen Lande unterscheiden, aber in ihrer Geschlossenheit immerhin eine mehr bürgerlich gefärbte und von den großen Städten beeinflusste Volkskultur anstreben. So verwischt sich auf der Grenze zwischen bäuerlichem und städtischem Volkstum auch der Übergang von der Volkskunst zur individuell eingestellten, von den Zeitstilen beherrschten „hohen“ Kunst. Man wird jedoch gerade diese Landstädtchen, will man das Ganze der Volkskunst erfassen, nicht außer acht lassen dürfen.

Die mit starkem architektonischen und entwickeltem plastischen Gefühl begabte Danziger Möbelkunst reduziert sich in den kleinen Städten zu volkstümlichem Möbelwerk, das anders als im Memelgebiet die stilistischen Besonderheiten seiner Vorbilder zwar herabmindert, aber doch beibehält. Die plastische Wirkung, die Bewegung in die Tiefe charakterisiert das Möbelstück. Schwere Gesimse, Hohlkehlen, Schrägleisten, Kapitelle und alle Einzelheiten des führenden Möbelstils finden Verwendung (Abb. 66). Der Sinn für das Material ist stark entwickelt, alle besseren Holzsorten werden benutzt und durch farbige Einlegearbeiten in volkstümlichen Mustern zu der bunteren Lebendigkeit gebracht, die immer ein typisches Merkmal der Volkskunst bildet. Gerade diese Intarsiamöbel bedeuten eine bezeichnende Erscheinungsform dieser Gegenden. Ihre zarte und reicher abgestufte Farbigkeit steht in vollem Gegensatz zu der primitiven Farbgebung im memelländisch-masurischen Kreise. Allerdings kommt auch in Mittelpreußen neben den Möbeln mit Einlegearbeiten bunt bemalter Hausrat aus geringerem Holze vor. Aber auch er ist immer plastisch gestaltet, im Anschluß an den barocken Möbelstil. Den Farben fehlt die grelle Leuchtkraft, sie gleichen sich mehr aneinander an. In den Mustern gibt sich viel stärker eine tektonische Gliederung zu erkennen: sie sind meist in sich abgeschlossen und realistischer gefaßt, etwa als Vase mit gleichförmig hervorquellendem Blumenstrauß, während die memelländischen Muster gerne eine Blume aus der anderen herauswachsen lassen.

Bei den Erzeugnissen des Hausfleißes, namentlich bei den Stickereien, fällt dieselbe auf das Plastische gerichtete stilistische Einstellung auf. Bildhafte Darstellungen, in Seidenstickerei dick aufgelegt, kommen häufig vor, ebenso Aufnäharbeiten, Perl- und Fischschuppenstickereien, alles Techniken, die im Memelgebiet und in Masuren so gut wie ganz fehlen. Klebebilder bauen sich in dicken Schichten auf, Blumenarbeiten aus Frucht kernels, Federn, Papier usw. erfreuten sich großer Beliebtheit.

Reichtum und Formkraft im volkstümlichen Gestalten des Gebietes beweisen sich vornehmlich in der Keramik. Die Gefäßformen sind außerordentlich mannigfach, in den einzelnen Landschaften immer wieder verschieden. Ihre farbige Erscheinung ordnet sich in eine weite Skala von einfachstem einfarbigem Gebrauchsgeschirr bis zu köstlichen, irisierenden Prunkstücken ein. Die bildhaften Motive zeigen schlichte Formen, naive Phantasie und gut geschulte Gestaltungskraft.

Die reichere Organisation, die der Stil dieses Teilgebietes der altpreußischen Volkskunst aufweist, tritt dann auch im Hausbau zutage. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß es der Verbreitungsbezirk des ostdeutschen Vorhallenhauses ist, jener Hausform, die sich einen von Stützen getragenen Ausbau angliedert. Auch sonst wird das rechtswinklige Aneinandersetzen einzelner Hausteile für Mittelpreußen, besonders für das Ermland, charakteristisch. Die innere Einteilung verläuft nicht mehr so einfach wie bei den südlichen und östlichen Haustypen.

Versucht man die Volkskunst der einzelnen Landschaften des mittelpreußischen Kreises in ihrer Besonderheit zu bestimmen, so muß zunächst festgestellt werden, daß ein großes Übergangsgebiet zum östlichen Kreise, das Samland, Nathangen und Barthen umfaßt, verhältnismäßig arm und uncharakteristisch in volkstümlichen Aufierungen bleibt. Die übrigen drei ordenszeitlichen Landschaften: Pomesanien mit dem Danziger Werder, Oberland und Ermland, hängen in ihrer Eigenart enger miteinander zusammen als etwa das Memelland mit Masuren. Das Wesen ihrer Volkskunst, wie es zusammenfassend geschildert wurde, prägt sich in den Weichselgegenden am stärksten aus und nimmt dann nach Osten zu langsam ab. Das gilt für das Vorhallenhaus, für die Möbel, die Keramik und die übrigen Erzeugnisse. Immerhin geben sich gewisse Gemeinsamkeiten in jedem der drei Bezirke deutlich zu erkennen.

In dem dritten, dem pommerellischen Kreise wurde die durchgehende völkische Grundlage von dem slavischen Stamme der Kassuben gebildet. Schon im 12. Jahrhundert begann hier die Eindeutschung; unter der Ordensherrschaft vom Anfang des 14. bis nach der Mitte des 15. Jahrhunderts machte sie so große Fortschritte, daß deutsches Volkstum im Hausbau und in anderen Zweigen der Volkskunst sich durchsetzte. Die durch den häufigen politischen Wechsel verursachte Zerrüttung des Volkstums erschwert es jedoch sehr, einen einheitlichen stilistischen Begriff für dieses Gebiet festzulegen. Auch fehlen eingehendere Vorarbeiten so gut wie ganz, und die augenblickliche Lage, die einen neuen Zustand erst herbeiführen wird, macht es nicht ratsam, schon jetzt eine wissenschaftliche Untersuchung vorzunehmen. Sie muß einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben und würde dann wohl am besten von den größeren und kleineren deutschen Städten ausgehen und das ganze Westpreußen links der Weichsel umfassen.

Haus und Hof

Vielseitigkeit und Formenreichtum der ostpreussischen Volkskunst, von denen eingangs gesprochen wurde, machen sich besonders im Hausbau bemerkbar. Kaum eine andre Landschaft Deutschlands kann so viele verschiedenartige Bauernhaustypen aufweisen wie gerade Ostpreußen. Mit den Siedlern, die aus den verschiedensten deutschen Landschaften einströmten, kamen auch unterschiedliche volkstümliche Bauweisen in das Land. Die preussische Besiedlung der Vorordenszeit dürfte sich ebenfalls, wenn auch nur in geringem Maße, ausgewirkt haben. Ebenso kann damit gerechnet werden, daß das eingewanderte Volkstum in den masurischen und memelländischen Randgebieten einige eigene Baugewohnheiten verwirklichte.

Trotz dieser vorherrschenden Unterschiedlichkeit der Bauernhausformen zeigen sich gemeinsame Züge. So kommt die aus Baumstämmen geschichtete Blockwand fast im ganzen Raume vor, wenn sie sich auch in manchen Gegenden nur schwer neben dem Fachwerk behaupten konnte. Sie ist allgemein östlich und erklärt sich aus dem früheren Holzreichtum des Landes. Allgemein verbreitet ist auch die Herdform, die sogenannte Schwarze Küche. Über quadratischem, stubengroßem Grundriß steigt der gemauerte, vierseitig geschlossene Herdmantel auf und verzüngt sich in den Schornstein hinein. Die Schwarze Küche verdrängte, unterstützt von behördlichen Verfügungen, das ehemals offene Herdfeuer.

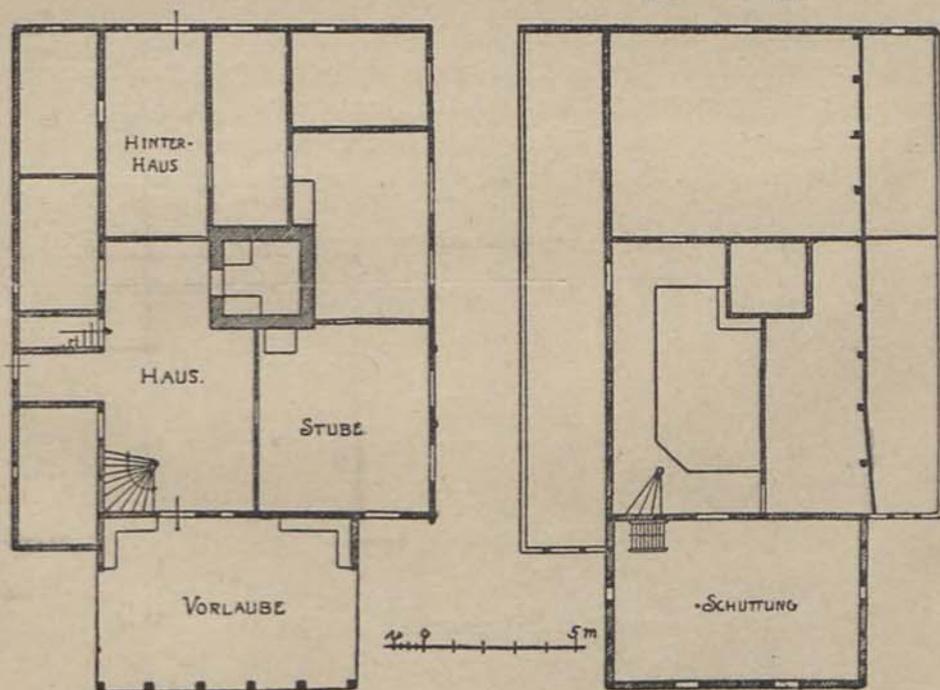
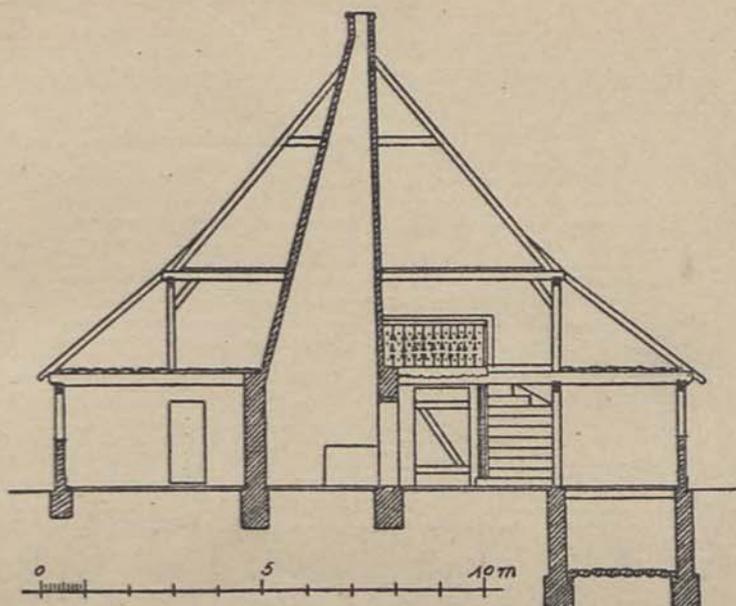
Man wird zunächst immer geneigt sein, die Frage nach den Baugewohnheiten zu stellen, die von den Preußen auf die späteren Bauernhäuser übergegangen sein könnten. Dabei sollte man sich aber eingestehen, daß über das preussische Bauernhaus keine gesicherten Kenntnisse vorliegen. Die Vorgeschichtsforschung brachte bis jetzt nur wenig Greifbares über die Wohnweise der Preußen in Erfahrung. Einige Ausgrabungen von Häusern sind so unbestimmt und schwer deutbar, daß sie mehr Verwirrung als Klarheit bewirkten. Es dürfte wohl zutreffen, daß das preussische Bauerngehöft, wie es allgemein in Nord- und Osteuropa üblich war, aus einer Reihe von willkürlich zusammengestellten Einzelhäusern bestand. Auch darf das Einraumhaus ohne feste Raumteilungen als gesichert gelten. Überhaupt muß man sich das preussische Haus recht einfach und ungegliedert vorstellen. Vorlauben, die immerhin möglich wären, sind durch keine Ausgrabung sicher belegt. Mit mehr Wahrscheinlichkeit darf angenommen werden, daß die Wände aus Baumstämmen geschichtet waren und die Blockwand im Gegensatz zum eingeführten Fachwerk von den Siedlern der Ordenszeit übernommen wurde.

Ein anschauliches Bild von der älteren Wohnweise im Memelgebiet, bei der vielleicht wesentliche Züge der preussischen fortlebten, hat Bezzenberger unter Benutzung literarischer Überlieferungen in einer aufschlußreichen Darstellung gezeichnet. Dethleffen stellte erhaltene Bauten zusammen und beschrieb sie eingehend. Noch um die

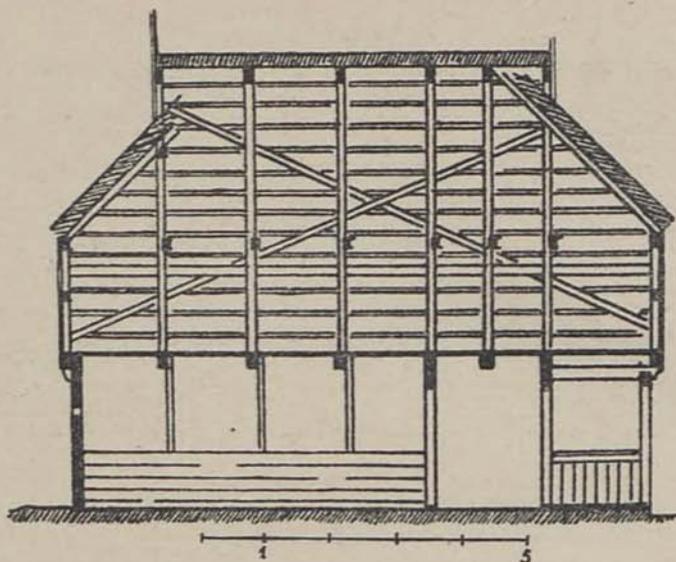
Mitte des 18. Jahrhunderts wohnten die in das Memelgebiet eingewanderten Litauer auf Gehöften, die sich aus mehreren kleinen Einzelhäusern in Blockwandbau zusammensetzten. Da war zunächst der „namas“, das Rauchhaus, in dem, wie schon der Name andeutet, ein offenes Herdfeuer brannte. Es scheint aus einem einzigen Raume bestanden zu haben, so daß in ihm eine uralte, primitive Hausform weiterlebte. Da man in späterer Zeit den Stubenrauch ungern ertrug, ist es begreiflich, wenn der Namas als Sommerhaus galt und im Winter nicht bewohnt wurde. Für den Aufenthalt im Winter war ein zweites Haus vorhanden, die „stuba“. Hier war ein noch offener, schornsteinloser Herd schon vom Wohnraum getrennt und auf einem Vorflur untergebracht. Bezzenberger vermutet in der Stuba aus sprachlichen Gründen einen slavischen Einschlag. Bei der Verbreitung dieses Typus und dem überall zu beobachtenden Vordringen kultureller Strömungen von Westen nach Osten darf man wohl mit mehr Recht westliche Einflüsse annehmen. „Ihre Kammern haben sie gar selten bei den stuben, oder in den wohnhäusern, sondern absonderlich, sie werden klete genannt, in etlichen von diesen schlafen sie, in etlichen halten sie ihr getreidigt...“ (Theodor Lepner, *Der preußische Littauer*. Danzig 1744, S. 70 ff.). Hier tritt uns die dritte Gebäudeform entgegen, die Klete, unbeizbar und ebenfalls eine uralte Hausform. Bezzenberger denkt, doch kaum mit Recht, an slavisch-russischen Ursprung. „Noch haben sie ein absonderliches gebäudchen zur mahlkammer (maltuwe), darinnen sie eine oder mehr handmühlen (querlen) halten. Ihr getreidigt dreschen sie in den zaugen, darin ist ihr badstube... Daneben haben sie noch eine scheun... Einige, insonderheit die bei der wildniß wohnende, haben wohl acht und mehr solcher gebäude...“ (Lepner, a. a. O.).

Bezzenberger nimmt ein Zusammenwachsen von Stuba und Namas und zuweilen auch der Maltuwe zu einem mehrteiligen Hause an, mit Flur und Küche in der Mitte und seitlich liegenden Wohn- und Wirtschaftsräumen. Richtiger dürfte jedoch die Ansicht von Riemann sein, der auch in dem memelländischen Bauernhaus ein Vordringen des westgermanisch-mitteldeutschen Wohnstallhauses erkennt. Die Klete dagegen führte ihr altes Sonderleben bis in die jüngste Zeit weiter.

Noch heute bestehen alte Gehöfte im Memelgebiet aus mehreren Gebäuden, die sich um einen Hof gruppieren. Die Wände aus kantig behauenen Hölzern mit Eckverbindung im Gefäß sind in der Regel mit senkrechten Brettern überkleidet. Farbiges Anstrich verleiht der einfachen Architektur besonderen Reiz. Auf dem Gebäude sitzt ein mächtiges Strohdach, an den Schmalseiten entweder ganz oder, besonders bei Wohnbauten, nur halb abgewalmt. Bei halber Abwalmung entsteht ein Krüppelgiebel, über dem das sogenannte Eulenloch liegt. Das Wohngebäude hat die dreiteilige Gliederung des Wohnstallhauses. Sein volkstümlicher Wert liegt in der durch Abwalmung bewegten geduckten Baumasse und in der liebevollen Ausstattung der Fenster und Türen, der Hausecken und Giebeltraufen mit ausgefägtem Brettwerk.



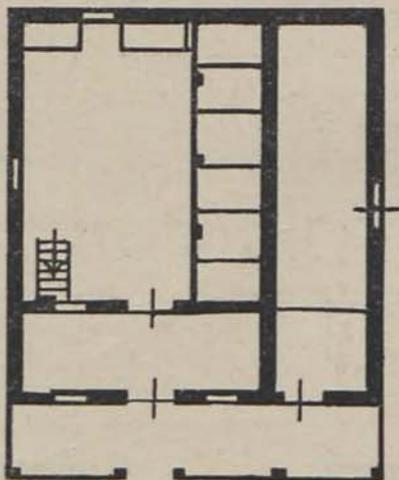
Vorhallenhaus der Weichselgegend
 Oben: Querschnitt. Unten: Grundrisse des Erdgeschosses und Obergeschosses
 Nach Schmidt, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Marienburg



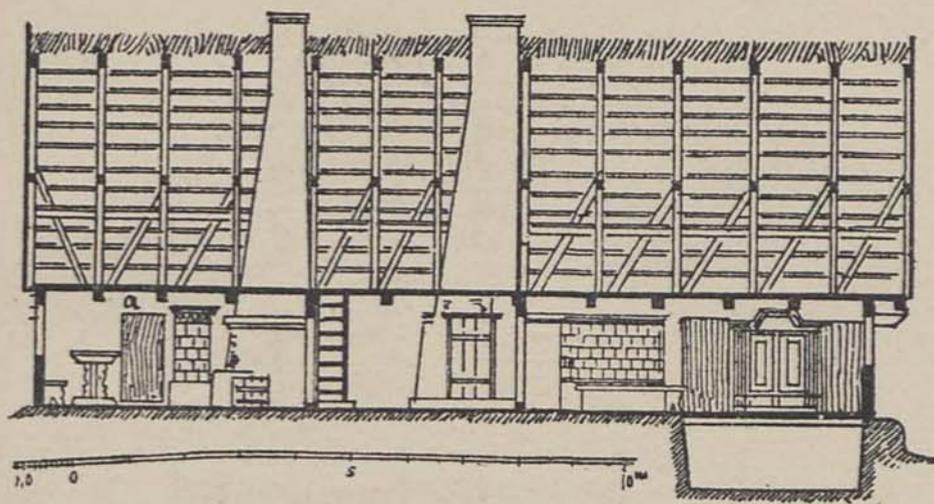
Memelländische Klete, Längsschnitt

Auch dem Innern fehlt es nicht an solchen liebevoll ausgeführten Einzelheiten. Zuweilen bereichert eine Ecklaube den Baukörper. Dann geben Pfosten und Brettwerk Gelegenheit, die ganze Schönheit der Linienkunst jenes Gebietes zu entfalten.

Das Wohnhaus des Memelgebietes gestaltet seine Eigenart innerhalb der Gruppe ostpreussischer Bauernhäuser mehr in der Einzelausführung als in der Raumanordnung.

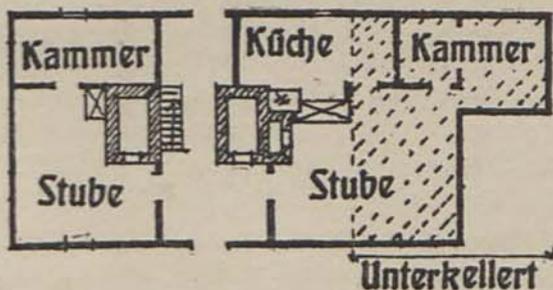


Memelländische Klete, Grundriß
Nach Dethleffen, Bauernhäuser und Holzkirchen in Ostpreußen



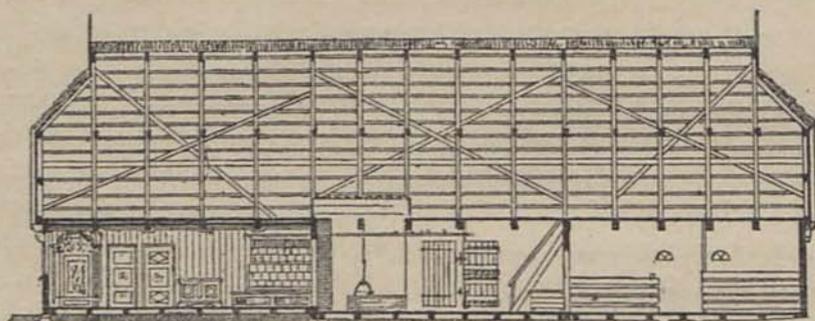
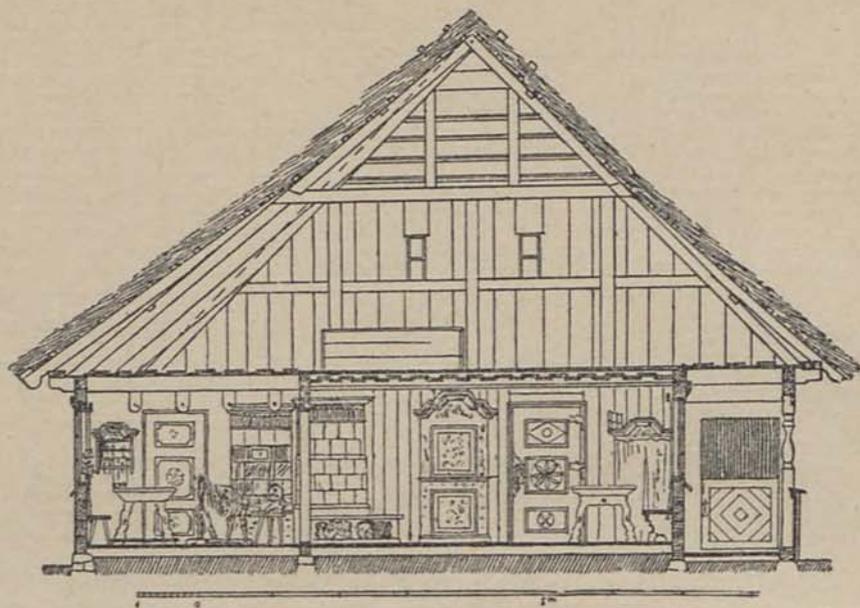
Masurisches Bauernhaus, Längsschnitt

Die Klete dagegen beschränkt sich völlig auf das Memelgebiet. Schon ihr Verwendungszweck ist ungewöhnlich. Sie diente zur Aufbewahrung des wertvollen Besitzes und war der Schlafraum der unverheirateten Töchter und das Hochzeitshaus der Neuvermählten. Ihr Grundriß ist gedrungen rechteckig bis quadratisch. Leicht erhöht liegt an der Eingangsseite zwischen Giebel und Türwand in ganzer Breite eine Laube. Ursprünglich war die Klete wohl ein Einraumhaus, jetzt sind an den Seiten gewöhnlich ein oder zwei Gelasse abgeschlagen. Der Hauptraum als eigentlicher Aufbewahrungsplatz kann kleinere Abschläge für das Getreide enthalten. Eigentliche Fenster fehlen, dafür sind einfache Luftlöcher vorhanden. An die Stelle der Giebellaube tritt mitunter eine Ecklaube. Verziertes Brettwerk an den Traufkanten des Giebels, an der Laubenbrüstung, die Form der Ständer und ihrer Binder erhöhen zusammen mit dem Walmdach und den schönen Giebelbrettern die künstlerische Wirkung der Klete. Da ihre Grundform auffallende Verwandtschaft mit laubengeschmück-



Masurisches Bauernhaus, Grundriß

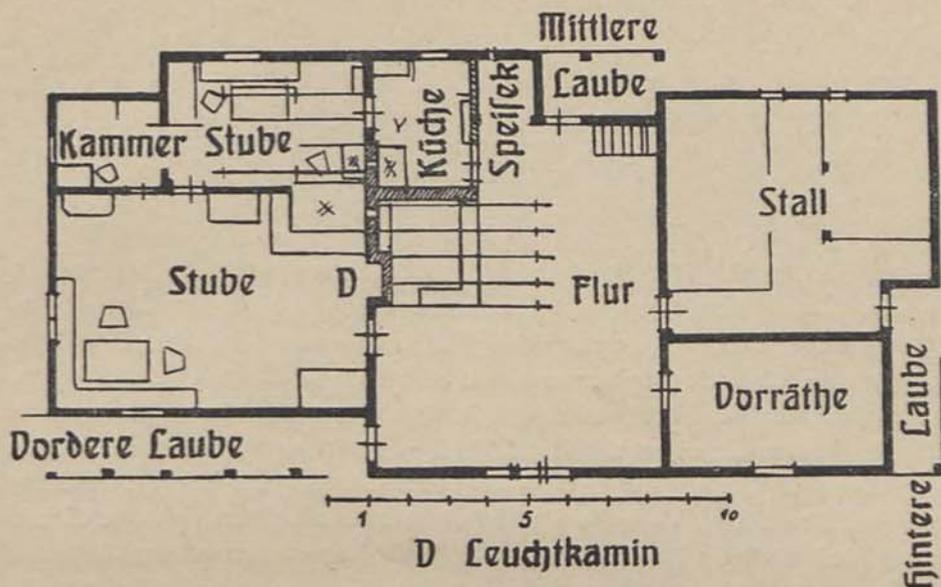
Nach Detheffen, Bauernhäuser und Holzkirchen in Ostpreußen



Kurisches Fischerhaus. Oben: Querschnitt. Unten: Längsschnitt
 Nach Dethleffen, Bauernhäuser und Holzkirchen in Ostpreußen

ten Einraumbäusern Scandinaviens zeigt, liegt möglicherweise eine alte germanische Einwirkung vor.

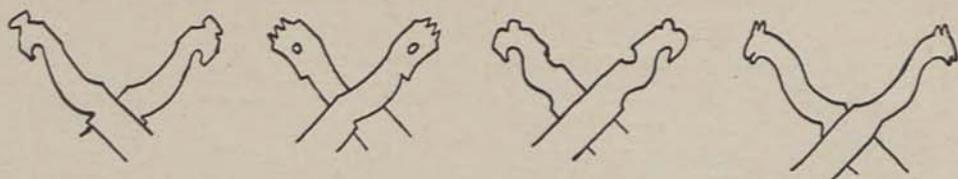
Bei dem etwas anders gearteten Fischerhaus an den Ufern des Kurischen Hafens besitzt der Flur oft hausartige Weite. Mitunter steht in ihm noch das flache, gemauerte Viereck des offenen Herdes. Über ihm liegt in der Decke der mit Lehm ausgeschmierte Sticksack, ein primitiver Rauchfang, durch den der Rauch in den Dachboden zieht. Besonders reiche Verwendung fand die Laube, die als Ecklaube mitunter an allen drei Hausteilen auftritt. Dem einfacheren Haus der Kurischen Vöhrung fehlen die Lauben und oft auch der Stallteil. Die Elemente memelländischer Zierkunst bestimmen auch die Ausschmückung der Häuser an den Haßflüsten.



Kurisches Fischerhaus, Grundriß
 Nach Dethleffen, Bauernhäuser und Holzkirchen in Ostpreußen

Über das masurische Bauernhaus liegt die eingehende Arbeit von Schimanski vor. Es ist ebenfalls ein Wohnstallhaus, ursprünglich allgemein dreigeteilt mit dem Flur in der Mitte und Wohn- und Stallteil an den Seiten. Der Schornstein im Flur war anfangs aus Holz, erhielt dann auf behördliche Anordnung überall einen Steinmantel und wurde so zur Schwarzen Küche. Seltener tritt eine zweiteilige Hausform auf, bei der der Stallteil wegfiel. Es ist schwer zu entscheiden, ob hier, wie Schimanski will, westlicher (fränkischer) Einfluß vorliegt oder nur eine Reduktion vorgenommen wurde. Auch das masurische Haus ist wie das des Memelgebietes in Blockbau ausgeführt, doch bleibt es einfacher, hat durchgehende Giebel und kein Walmdach. Ecklauben und kleine angelegte Lauben treten nur selten auf. Besonderen Wert legte man auf die Verzierung der Giebel, deren Verschalungsbretter in schönen Mustern schräg oder schachbrettartig zusammengefügt wurden. Den Windbrettern unter den Giebelschrägen gab man kunstvolle Auszackungen. Mitunter schob man den einen Giebel auf Holzständern leicht vor, so daß eine schöne Belebung der stets türlosen Schmalseite entstand. Es ist völlig falsch, bei solchen Stützengiebeln von Vorlauben zu sprechen, die immer einen Raum zur Benutzung durch den Menschen voraussetzen. Stützengiebel dienen lediglich dem Regenschutz, besonders an Wind- und Straßenseiten, und erfüllen so den gleichen Zweck, den das Walmdach zum Schutze der Giebelseiten übernimmt.

Wie die Randgebiete wird auch das Kernland als Hauslandschaft durch das drei-

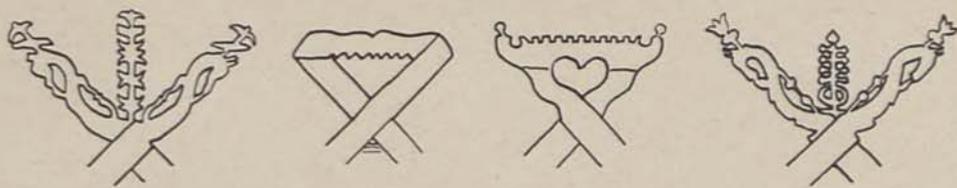


Giebelbedeckungen des Memelgebietes

geteilte mitteldeutsche Wohnstallhaus bestimmt. Mit den deutschen Siedlern fand es vom Westen her Eingang und wurde nur wenig abgewandelt. Der ehemals offene Herd erhielt auch hier aus Sicherheitsgründen einen Steinmantel, und bei dem seitlichen Wohnraum trennte man kleine Nebenräume ab. Der Stall beherbergte früher die Pferde, nun ist er fast immer in Wohnraum verwandelt. Dafür wurde der Wirtschaftsraum vergrößert und in selbständigen Stall- und Scheunenbauten neben dem Wohnhause untergebracht. Auch das niederdeutsche Haus, dessen Verbreitung in Ostpreußen Riemann eingehend untersucht hat, kam durch die deutsche Besiedlung in das Land. In den Gebieten um die Weichselmündung und am Nordrande des Kernlandes bis zur Passarge war es früher häufiger zu finden, wurde aber immer mehr vom Wohnstallhaus verdrängt. Eine große Mitteldiele läuft meist in voller Länge des Hauses von Giebelwand zu Giebelwand durch, wodurch sich der Wohnraum auf die eine Langseite verschiebt, während sich an der andern die Ställe aufreihen. Aber auch die Sackdiele mit dem Wohnraum an einer Schmalseite und Stallabschlägen an beiden Langseiten kommt vor. Aus dem langgestreckten, mächtigen Hauptkörper des Hauses wird mitunter ein Querbau herausgezogen, so daß eine Dreieckige genannte Hausform entsteht. Ein besonders schönes Beispiel dafür bot ein 1909 abgerissenes Bauernhaus in Kleefeld, Kreis Braunsberg. Durch winklige Anbauten und späteren kniestockartigen Ausbau des Dachbodens erhielt es eine ungewöhnlich reiche Baugestalt. Große Ställe und eine Scheune ergänzten die Gesamtanlage des Gehöftes zu einem geschlossenen Rechteck.

Wie sehr der Hausbau Preußens von der Heimat der einwandernden Siedler abhängig, zeigt besonders anschaulich eine Hausform, die sich nur noch an wenigen Beispielen nachweisen läßt. Im nördlichen Ermland, für das schlesische Besiedlung feststeht, findet sich das Umgebinderhaus in zweiteiliger Anlage mit Stützen, die außen um die Wände gestellt sind, und einem halben Obergeschoß. In dieser Form könnte es ebensogut in Schlesien, Sachsen oder dem Sudetenland stehen.

Überhaupt zeigt sich das Kerngebiet weniger einheitlich in seinen baulichen Ausprägungen. In den östlichen Teilen, den ehemaligen Landschaften Samland, Natangen und Barten, erinnern Einzelheiten des Wohnstallhauses an Masuren und an das Memelgebiet. Der Stützengiebel, der auch in Masuren vorkommt, kann hier als heimische Form gelten, und auch das Walmdach des Memelgebietes fand allgemeine

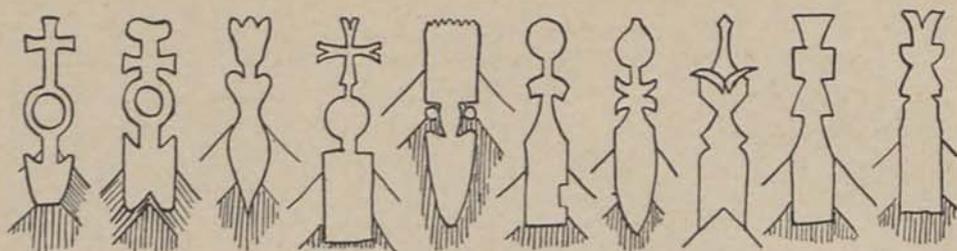


Giebelbekrönungen des Memelgebiets

Verbreitung. Solche Einzelformen sind wohl von hier aus in die angrenzenden östlichen und südlichen Landschaften gelangt. In den westlichen Teilen des Kernlandes, im Ermland, im Oberland, in Pomesanien und dem Großen Werder, ist das stattlichste und schönste Bauernhaus Preußens zu Hause, das Vorhallenhaus. Es gehört zu den großartigsten und stolzesten ländlichen Bauten, die die deutsche Erde hervorgebracht hat.

Das preussische Vorhallenhaus läßt zwei Grundformen erkennen. Vor einer der Schmalseiten, die anders als beim Stützengiebel immer den Eingang enthält, wird der Giebel weit auf Stützen hinausgeschoben, so daß ein freier Laubenraum entsteht, breit genug, um einen Wagen aufzunehmen. Häufiger jedoch setzte man einen von Holzständern getragenen Querbau, die Eingangstür überbrückend, an die Mitte einer Langseite an. So ergibt sich ein für das reichere Bauen im Kernlande bezeichnendes Hausgefüge, wie es ähnlich schon in Kleefeld auftrat. Das in Gefräß oder Fachwerk gezimmerte Obergeschloß der Vorlaube diente als Vorratsraum. Wahrscheinlich gehen die verschiedenen Anordnungen der Laube entwicklungs geschichtlich von den beiden Grundtypen Wohnstallhaus und niederdeutsches Haus aus. Die prächtigste Ausbildung erfuhr das Vorhallenhaus in den Landschaften an Weichsel und Nogat. Die hohen und breiten Giebel aus linienreichem Fachwerk, schwarz und weiß abgesetzt, entfalteten sich hier zu köstlichen Prunkstücken.

Bei der Beantwortung der Frage nach der Herkunft einer so wichtigen Bauweise, wie sie im Vorhallenhaus vorliegt, wurde in letzter Zeit wiederholt und am entschiedensten von Riemann angenommen, sie ginge auf die Ostgermanen zurück. Bei den Preußen habe die Laube nachgelebt und sei dann von den einwandernden deutschen Siedlern übernommen worden. Eine solche Anschauung ist jedoch nur möglich, wenn über die architektonischen Unterschiede der Laubentypen und über das Verbreitungsgebiet der Vorhalle nicht genügend Klarheit besteht. Ein Nachleben ostgermanischer Stützenarchitektur am Außenbau wäre allenfalls bei der Klete oder dem Stützengiebel zu vermuten, doch hat die Vorgeschichtsforschung noch keinen einwandfreien Beweis dafür geliefert. Baulich und in der Zweckbestimmung bedeutet aber die Vorhalle etwas völlig anderes als jene beiden Stützenanordnungen. Die Vorhalle fand schon im Mittelalter weite Verbreitung über ganz Nordeuropa, sie tritt auch dort auf, wo niemals Ostgermanen siedelten. Heute noch gibt es Vorhal-



Oberländische Giebelbretter

lenhäuser, die denen in Preußen nahe verwandt sind, in Mitteldeutschland, in den Rheinlanden, in Südwestdeutschland und sogar in der Normandie. Es kann nicht anders sein: das Vorhallenhaus wurde von den deutschen Siedlern nach Preußen gebracht ebenso wie die zahlreichen Bauformen der Hochkunst, wie das Wohnstallhaus und das niederdeutsche Haus. Nur so konnte es von rein deutsch besiedelten Städten aufgenommen werden, die ja kaum eine kulturelle Bindung an die ältere preußische Bevölkerung eingingen.

Bauliche Einzelheiten gibt es am Bauernhause in reicher Folge und interessanter Entwicklung. Fachwerk verleiht dem Bau ein farbig schönes Gepräge, während die daneben häufig vorkommende Blockwand kubische Schwere betont. Die Ständer der Vorlauben wechseln von einfachen Balken über bäuerlich ausgesägten Formen zu den klassizistischen Balusterfäulen und anderen Säulenformen, wie sie sich, volkstümlich umgedeutet, im Ermland und, schon fast zur städtischen Kunstweise gehörend, im Großen Werder finden. Von besonderer Eigenart und besonderem Reiz sind die Verzierungen der Giebelspitzen. Im Memelgebiet werden solche Giebelkrönungen gebildet, indem man die sich kreuzenden Giebelbretter in interessanten, meist Tiere darstellenden Formen ausägt. Das übrige Altpreußen kennt daneben die Giebelpuppe, d. h. es wird über dem Zusammenschluß der Giebelleisten ein ausgezieres Brett genagelt. In Masuren weist es mitunter Drechslerarbeit auf, oder es werden mehrere ausgezackte Bretter winklig zueinander gestellt. Im Ermland und im Oberland nehmen solche Giebelpuppen häufig hausmarkenähnliche Umrisse an. Das Vorhallenhaus im Marienburger Werder zeigt mitunter Formen, die auf den Steinbau zurückgehen.

Bei Ställen und Scheunen läßt sich häufig die Einwirkung der Hausarchitektur feststellen. So trifft man bei ihnen in allen Gegenden Vorlauben der verschiedensten Art. Auch bei der Dorffschmiede kommen sie gewöhnlich vor. Wenn diese Nebengebäude auch nüchtern und sachlich in ihrer Ausgestaltung sind, so haben doch Einzelheiten, wie z. B. die Türverstrebenungen, oft eine schöne Linienführung.

In der Architektur der Kleinstädte ist der Holzbau jetzt fast gänzlich verschwunden. Indessen hat er früher einmal eine große Rolle gespielt. Das kleinstädtische

Wohnhaus stellt reduzierte Bauernhausformen mit der Giebelseite an die Straße. Die Vorlaube wird dabei gerne übernommen, besonders bei Häusern, die am Markte liegen. Fachwerkhäuser, mehr oder weniger bäuerlich in ihrem Charakter, mit hölzernen Laubengängen, erhielten sich noch in manchen Städtchen, so in Gollub im Kulmerland aus Blockwand und in Friedland in Ostpreußen aus Fachwerk. Schon in gotischer Zeit jedoch dringt der Steinbau durch, und es entstehen die großen Marktplätze und Straßen mit Laubengängen an allen Seiten, wie etwa in Marienburg oder Wormditt, verwandt der Marktarchitektur schlesischer Kleinstädte. Das einfache, giebelige Wohnhaus der Nebenstraße, schmal, gewöhnlich mit vier Fenstern und der Tür, ergibt namentlich in seiner Reihung reizvolle Straßenschilder. In den Städten stehen als Denkmäler einfacher, handwerklicher Volkskunst die hohen Fachwerkspeicher, ebenfalls schmal und spitz, mit Hausmarken versehen. Danzig, Elbing, Königsberg, aber auch kleineren Orten verleihen sie ein charakteristisches Gepräge. Wetterfahnen auf den Dorf- und Stadthäusern, gute Schmiedearbeiten, finden sich in Altpreußen in oft ungewöhnlichen Formen.

Kirche und Friedhof

Die deutsche Besiedlung des neu gebildeten Ordensstaates vollzog sich zunächst unter dem Schutze der umwehrten Städte und der Burgen. Die Burg, gewöhnlich einer Stadtede angegliedert oder in freier Landschaft stehend, fand immer als architektonisches Gegengewicht die Kirche: inmitten der Siedlung oder an einer ihrer Ecken, soweit es sich um städtische Anlagen handelte, bei offenen hingegen häufig auf einem benachbarten Hügel. Letztere Anordnung, die besonders im Samland, etwa in Medienau, vorkommt, wurde dann Grundlage einer dörflichen Siedlung, bei der sich die einzelnen Gehöfte und Häuser zwanglos zwischen jene beherrschenden Pole einordneten. Nicht immer jedoch kam es zur Bildung eines dörflichen Gemeinwesens, wie denn überhaupt die Streusiedlung in ganz Altpreußen eine große Rolle spielt. Die Burg konnte fehlen oder ging früher oder später wieder ein, so daß man häufig, namentlich im mittleren Altpreußen, wie in Juditten, Arnau oder Heiligenkreuz im Samlande, jene einsam gelegenen Ordenskirchen trifft, die außer Pfarrhaus, Küsterwohnung und Krug bis in die neueste Zeit hinein keine weiteren Siedlungen ansetzten. Auch wenn, wie besonders im westlichen und nördlichen Teile Mittelpreußens, ein langgestrecktes Straßendorf die Grundgestalt für die Ortsbildung abgibt, liegt die Kirche gerne etwas abseits und ein wenig erhöht. Nur bei den späteren Anlagen wird sie mit Vorliebe zum organischen Zentrum gemacht.

Das Material der ältesten Kirchen dürfte ebenso wie bei den Burgen zunächst Holz in Block- oder Fachwerkbau gewesen sein. Jedenfalls waren beide Techniken, wie sich nachweisen läßt, der Ordenszeit geläufig. In den masurischen Grenzgebieten des

Ordenslandes, die etwa um ein Jahrhundert später dieselbe Entwicklung wie das Kulmerland und Pomesanien durchlaufen, sind Holzkirchen für das 15. Jahrhundert mit Bestimmtheit feststellbar. Sie wurden erst in der Neuzeit durch Steinbauten ersetzt. Schon früh ging man in dem architektonisch hochentwickelten Staate zu monumentaleren Bauformen über. Hierfür bot das Land an Material nur zwei Möglichkeiten, den Feldstein und den Ziegel. Keine Feldsteinbauten entstanden jedoch in dem weit gedehnten Gebiet nur vereinzelt. Der eigentliche Baustoff war weder Holz noch Feldstein, sondern vom 14. Jahrhundert ab der Backstein.

Nur selten trifft man im übrigen Deutschland Landstriche an, in denen so charakteristische, gute und mit monumentaler Gesinnung gebaute mittelalterliche Dorfkirchen als typisch vorkommen wie in Altpreußen, besonders in seinem Kernlande. Sie bedeuten sicherlich nicht reinen Ausdruck des ländlichen Volkstums, sondern wurden wohl oft vom Orden aus durch seine Bauleute errichtet. Aber zur Kennzeichnung des Gesamtbildes und als Grundlage für die hohe kulturelle Entwicklung des Landes dürfen sie nicht übersehen werden. Ihr Grundriß schließt sich an den der großen Kirchenbauten in den Städten an, wird aber für die geringeren Bedürfnisse reduziert. Das einschiffige Haupthaus betont die Länge nur wenig und gleicht die Höhe der Breite an, so daß jene schlichten Raumproportionen entstehen, die auch den Sälen der Ordensburgen eignen. Die Ordenskirchen im Kerngebiete überzieht ein Steingewölbe mit schön gefügten Rippensternen. Der Chor, meist mit geradem Schluß oder polygonal begrenzt, springt im Gegensatz zu den großen Kirchenformen des Landes nur wenig ein und entwickelt sich mit mehr oder weniger hohem Triumphbogen in engerem Anschlusse an das Haupthaus. Der Außenbau erhält seinen oft überraschenden Reiz durch die reich gestalteten Backsteingiebel an West- und Ostseite des Schiffes und am Chorschluß. Während die Backsteinkirchen häufig etwas flackernd Leichtes in ihrem architektonischen Ausdruck aufweisen, ducken sich die Feldsteinbauten schwer und breit unter den aufgestülpten mächtigen Dächern.

Da der mittlere Teil von Altpreußen schon in Ordenszeiten ein ziemlich dichtes Netz von Städten und Dörfern mit massiven Kirchen erhielt, ergaben sich für die Folgezeit auf diesem Gebiet keine größeren Bauaufgaben. Dagegen stammt die kirchliche Architektur in den Dörfern der östlichen, südlichen und westlichen Grenzstriche vorwiegend aus den letzten Jahrhunderten. Hier stehen die Fachwerk- und Holzkirchen mit ihrem für den Osten charakteristischen Gepräge. Die Schiffe der Holzkirchen wurden in der Blockhausbauweise errichtet mit verzahnten Balken, eine Konstruktion, die im Lande selbst Gehrsäß genannt wird. Nachträglich hat man dann zum Schutz gegen die Witterung die Balkenwände meist mit senkrechten Bretterlagen verkleidet. Die Wände der Türme, in Fachwerkkonstruktion aufgeführt, sind in gleicher Weise durch Verschalung geschützt. Ganz im Gegensatz zu den Holzkirchen anderer Länder: Skandinavien, Schlesien, Karpathen, wurde in Preußen von der Möglichkeit auf-

gelöster und reich verzierter Bauweise, die das Material bietet, kein Gebrauch gemacht. Dem Volkscharakter und der Tradition aus der Ordenszeit entsprechend, steigt der Baukörper auch bei den Holzkirchen aus einfachen, glatten Wänden zu unkomplizierten, kubischen Massen auf. Diese Nüchternheit entbehrt nicht einer gewissen Größe in der Gesamtform. Der Grundriß geht aus von der mittelalterlichen Baugewohnheit und gliedert sich bei den großen Kirchen in Masuren: Ostrokollen, Kalinowen, Wielizken und anderen, in Haupthaus und eingezogenen, dreiseitig geschlossenen Chor. Indessen fällt schon hier die gedrängtere Gesamtform des Grundrisses auf. Das Haupthaus ist entweder ein Quadrat oder nähert sich ihm sehr stark. Chor und Haupthaus, letzteres z. B. in Groß-Kosinsko auch an der Westseite dreiseitig geschlossen, drängen sich dann bei Kirchen im südlichen Oberland: Peterswalde und Reichenau, zu einem länglichen Achteck zusammen, dem wie schon bei den Ordenskirchen und den anderen Holzkirchen ein Portalbau und die Sakristei als kleine kubische Massen sich angliedern. Über regelmäßigem Achteck schließlich ist die Holzkirche in Inse als reiner Zentralbau errichtet, während eine andere Vereinfachung in den reinen Rechteckkirchen vorliegt: Scharnau und Fürstenwalde in Masuren.

Die Entstehungszeit der Holzkirchen reicht vom Mittelalter bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. So ist z. B. die Kirche in Fürstenwalde erst um 1830 entstanden. Schinkel, als Leiter der Oberbaudirektion, nahm damals die landesübliche Bauweise auf und ließ mehrere Holzkirchen errichten, die jedoch trotz mancher Anpassung an die Tradition von einem dem Osten fremden Stilgefühl ausgehen. Auch die späten Steinbauten sind ohne Bodenständigkeit und Fremdkörper im östlichen Volkstum.

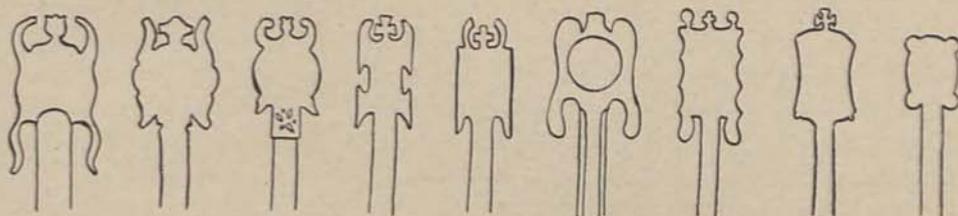
Keine Fachwerkkirchen weisen hauptsächlich die westlichen, aber vereinzelt auch die südlichen Gebiete auf. Ihr Wandgefüge wechselt zwischen einfachstem Balkengerüst und durch reiche Verwendung von Bindern reizvoll komplizierten Balkenmustern. Auch hier verläuft der Grundriß immer einfach und gedrungen, der Chor fehlt meist. Das Schiff bleibt rechteckig oder wird an den Schmalseiten polygonal geschlossen.

Bei den Türmen hat sich manche Eigenart herausgebildet. In der Ordenszeit stehen sie organisch vor der Westfront oder auch, wie häufig im Oberland, unorganisch an einer der Langseiten, dem Eingange zum Kirchhofe entgegengestellt, ursprünglich wohl im Zusammenhange mit dem Wehrzweck, dem auch die altpreussischen Kirchen, wie aus Urkunden und Denkmälern zu ersehen ist, nicht selten gedient haben. Bei den massigen, durch Blenden reich gegliederten Ordenstürmen wirkt besonders reizvoll und eigenartig die Bekrönung, meist ein Satteldach zwischen zwei von Streben ausgezackten Giebeln. Die Türme der großen masurischen Holzkirchen, ebenfalls der Westfront vorgestellt, gliedern sich in zurückspringenden Geschossen; die Absätze werden durch schmale Pultdächer abgedeckt. Eine Merkwürdigkeit bilden auch die neben der Kirche freistehenden Holztürme, gewöhnlich auf einen mehrere Meter hohen,

steinernen Unterbau gesetzt. Sich langsam verzügend steigen sie an, ihr Obergeschoß springt an der Weichsel und im Oberlande mitunter in Grundrißbreite wieder vor. Die isolierte Stellung solcher Holztürme dürfte weniger mit dem Wehrzweck als mit der Feuergefährlichkeit zusammenhängen. Der obere Teil dieser Türme wurde in späterer Zeit bisweilen nach außen hin mit Ziegeln verkleidet, wie in Juditten bei Königsberg oder in Mensgut in Masuren.

Für die Gestaltung des Innenraumes ist die Grundlage in dem einfach proportionierten Raumkörper gegeben, der von der Ordenszeit bis in die Neuzeit hinein in gleicher Weise in der dörflichen Kirchenarchitektur vorherrscht. Schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts hat sich aus den flächig bewegteren Gewölbeformen der Frühzeit eine einheitlich zusammengefaßte Deckenwölbung herausgebildet; zunächst flachtonnig, steigt sie später immer kurviger empor und gibt dem Raum einen gleichmäßigen Abschluß. Ihre Scheitelrippe liegt genau horizontal, und auch die übrigen Rippen werden auf die Grundform aufgelegt. Daneben bestehen Sonderbildungen, wie in der Kirche zu Juditten bei Königsberg (Abb. 31); als Feldsteinkirche besitzt sie nur einen niedrigen Innenraum und überwölbt ihn mit einer Decke, deren Grundform eine Flachtonne ist, bei der aber nun an Stelle der Scheitelrippe eine Hauptrippe in langgestrecktem Zickzack verläuft. Auch in nachmittelalterlicher Zeit fand die Tonnendecke, wenn auch aus Holz, vielfach Verwendung. Daneben tritt die flache Holzdecke auf.

Seine Ausstattung erhielt der Kirchenraum schon in gotischer Zeit durch Bemalung der Wände und der Decke. In vielen Ordenskirchen sind solche Malereien, wenn auch oft nur in geringen Resten, nachgewiesen. Eine ziemlich gute Vorstellung vermitteln die Wandgemälde vom Ende des 14. Jahrhunderts in Juditten und Arnau (Samland). Während man im Mittelalter die Decke rein dekorativ behandelte und die Bilderzyklen auf die Wände verteilte, wird in der Neuzeit gerade die Decke zur Trägerin der biblischen Bildthemen. Die Volkskunst fand dort ein reiches Feld für ihr bildhaftes Gestalten. Hauptsächlich sind es einfache Malermeister in den Landstädtchen, die solche kirchlichen Malereien anfertigten, oft mit Benutzung uralter Bildtypen und immer in jener lustigen Buntheit, die der Volkskunst eignet. Dieselbe Farbenlust und Formenbewegtheit spricht sich auch in der übrigen Ausstattung aus. Im 17. und 18. Jahrhundert entfaltet sich eine reiche Schnitzkunst, die selten eine allgemein gültige Höhe erreicht und meist in der volkstümlichen Gebundenheit bleibt. Dieses nordostdeutsche kirchliche Barock steht in einem interessanten Gegensatz zu dem Süddeutschlands. Es ist schwer und ungelent, wirkt mehr durch die Vielheit der Formen als durch ihre Gesamtbewegung, und auch in der farbigen Fassung fehlen die vermittelnden Zwischentöne: leuchtende Farben stehen bunt gegeneinander. Aus Altar, Kanzel und dem Kirchengestühl für die Patronatsherren oder andere bevorrechtete Familien ergibt sich, namentlich für den Chorraum, das heitere Spiel von Farben und Formen, das



Grabtafeln des Memelgebiets

der Volksseele mehr lag als feierliche Nüchternheit oder düstere Versenkung. Vieles von dem, was ihr als Erinnerung lieb war, wurde in die Kirche gebracht und dort aufgehängt; die Namen der Toten in den großen Kriegen stehen auf hölzernen Gedenktafeln, ihre Ehrenzeichen wurden darauf befestigt, aus Blech getriebene oder hölzerne Gedenkschilder für einzelne Tote zieren die Wände oder Emporen, aus Stroh geflochtene Braut- oder Totenkronen verwahrte man in gläsernen Kästchen.

Um die Kirche herum liegt der Friedhof. Bei kirchenlosen Gemeinden und Gutsbezirken hat er seinen Platz meist abseits der Siedlung inmitten der Felder, an den Verbindungswegen zur Landstraße hin, auf niedrigen, rundlichen Hügeln, dicht mit Baumwerk bestanden, oft schon in der Vorgeschichte benutzt, ein uraltes Denkmal der Toten. Was sich dort auf den von Pflanzen überwucherten Gräbern an Friedhofskunst heute noch vorfindet, wird immer mehr zum Charakter- und stillosen, eingeführten Fabrikgut. Am häufigsten kommen noch eiserne Kreuze vor, die der Dorfschmied selbst, aber nach irgendwelchen kunstgewerblichen Vorlagen, geschmiedet hat; einzelne Hierstücke aus Gußeisen, in der Stadt gekaufte Fabrikware, sind hineingearbeitet.

Und doch hat in Altpreußen einmal eine Friedhofskunst bestanden, wie sie eigentlicher und schöner wohl kaum eine deutsche Landschaft aufzuweisen hat. In zwei Gruppen lassen sich ihre noch vorhandenen Reste zusammenfassen. Die eine entwickelte sich im Memelgebiet und in den Dörfern am Kurischen Haff. Entsprechend dem bereits nachgewiesenen Gesamtcharakter jener Volkskunst sind ihre Grabmäler in Brettform errichtet, mit einer künstlerischen Wirkung, die nur in der Umrißlinie des ausgefägten Brettes und der bunten Bemalung liegt. Mehrere an Einzelgliedern reiche Typenreihen ordnen die Mannigfaltigkeit der Formen. Zunächst fallen Grabzeichen auf, bei denen die deutbarsten Exemplare ein von kleineren Kurven umgrenztes, rundliches Kernstück erkennen lassen, an das sich vier geschweifte Äste wie Beine ansetzen. Ein fünfter Ansatz an der oberen Mitte ist kopfartig, doch dabei oft wie ein Blumenkelch ausgezackt (Abb. 47). Zweifellos liegt hier eine Tierform zugrunde, wohl die Erdkröte, die ja auch sonst im Volksglauben eine Rolle spielt. Der Typus variiert dann bis zur fast vollständigen Abschleifung der Ansätze, so daß schließlich nur noch ein ovales Brett mit vier kleinen, rundlichen Ausbuchtungen an den Ecken übrig-

bleibt. Eine andere Reihe läßt sich von der Urnenform aus ableiten, bei einer weiteren endlich kommen in phantasievollen Zusammensetzungen die verschiedensten Elemente der Volkskunst vor: mit dem Krötenmotiv etwa verwächst das des Herzens, an die Stelle der oberen Ansätze treten Umrisse von Vögeln (Abb. 43). Auch das Grabkreuz, aber wohl als jüngere Form der Grabzeichen, wird verwandt. Die Kreuzenden erhalten fast immer reichere Ausgestaltung. Bei Frauengräbern setzt man über das Grabkreuz ein Dach aus zwei ausgezackten, schmalen Brettern. Je älter die Frau, um so länger die Bretter und um so mehr Zacken weisen sie auf.

Die zweite Gruppe altpreussischer Grabzeichen findet sich im Oberland und in Pomesanien. In der Auffassung besteht zwischen den pomesanischen und memelländischen zunächst eine gewisse Übereinstimmung, da auch in dem westlichen Gebiete die einfache Brettform vorherrscht. Sie ist als Urne wie im Memelland zugeschnitten, die anderen Motive kommen nicht vor. Dagegen gibt es hier Grabzeichen in Epitaphform. Auch zeichnet sich diese Landschaft durch stärkere Bearbeitung der Brettfläche aus. Man mag von dieser Verwandtschaft zunächst etwas überrascht sein, indessen erklärt sie sich wohl durch die Annahme, daß die Preußen, die ja eng mit den Litauern zusammenhängen, ähnliche Begräbnissitten hatten (Zeichnerische Abbildungen in den Bau- und Kunstdenkmälern der Provinz Westpreußen).

Grabzeichen in Brettform als Urne oder Epitaph wurden auch im Oberland und gelegentlich in anderen Teilen Altpreußens auf die Gräber gesetzt. Indessen ist im Oberland, namentlich in den Kreisen Mohrungen und Osterode, eine andere Form des Denkmals üblich gewesen, die sicherlich nicht auf altpreussische Gebräuche zurückgeht. Es ist dies der im Umriß weniger bewegte, aber vor allem mit Schnitzereien verzierte Grabpfosten. Er verrät so recht den differenzierteren Geschmack der mittelpreussischen Volkskunst. Schon in der derben Plastik des Holzpfostens liegt eine erste Wirkung, die durch blatt- und knopfartige Bekrönungen, durch bemalte Ornamentik und Schrift noch erhöht wird (Abb. 44—46). Im weiteren Sinne gehören zur kirchlichen Kunst die Bildstöcke, in denen sich ebenso wie in den Grabzeichen die echte Volkskunst ausspricht. In zwei Formen spielen sie eine Rolle: als Wegekreuz in den katholischen Gegenden Pommerellens, im Kulmerland und Ermland; an den Hospitälern zusammen mit Opferbüchsen. Die oft ohne jede Beziehung zu dem Zeitstil geschaffenen Bildwerke besitzen gewöhnlich eine unmittelbare Wucht des Ausdrucks, wie etwa der Kreuzifixus am Hospital zu Labiau (Abb. 49).

Die Einrichtung des Hauses

Die Räume in den Bauernhäusern erhielten in Altpreußen nur an der unteren Weichsel bisweilen eine besondere architektonische Durchbildung. In der Regel ließ man sie so, wie sie der Holzbau ergab, tünchte sie weiß aus und stellte die Möbel

hinein. In den Vorhallenhäusern des Großen Werders mit ihrer sich stark dem Bürgerlichen nähernden Wohnkultur kennt man Wandverkleidungen aus profilierten und gestrichenen Hölzern oder aus Kacheln, in die man Wandschränken oder schön gebildete Türen hineinbaute. Der Ofen war ursprünglich in den einfachen Bauernhäusern aus Ziegeln, erst später kommen bunte Kacheln auf, die wiederum im Werder besonders reiche und entwickelte Formen aufweisen.

Die Zahl der Möbel war in den jetzt fast ganz verschwundenen, einheitlich eingerichteten Bauernstuben nur gering, die heute sich immer mehr breit machende Überladung der kleinen Räume kannte man nicht. Nur wenige Möbeltypen gehörten zur Ausstattung eines Bauernhauses. In der Schlafstube stand in einer Ecke das Himmelbett, mit den vier einfachen oder gedrechselten Pfosten und der Bekrönung, die entweder barock profiliert, eingelegt oder bemalt wie in den Westgebieten oder in den östlichen Teilen reich mit ausgesägtem Brettwerk verziert war. Die Vorhänge bestanden aus weißem oder bunt gemustertem Leinen. In solchen Himmelbetten schliefen die Eheleute, während für die Kinder gewöhnlich die Bankbettstellen bestimmt waren, die, aus zwei bankartigen Teilen zusammengesetzt, durch Herausziehung des einen Teiles beliebig verbreitert werden konnten. Ihre Vorderseite war ursprünglich meist bunt bemalt, spätere, nüchterner denkende Zeiten haben dann oft einen einfarbigen Anstrich darübergelegt. Eine dritte Bettform war die Schlafbank oder Schlafkommode für die Dienstmädchen, die, zusammengeschoben und mit einer Platte versehen, ein schrankartiges Möbel darstellt.

Eine Fülle von Schranktypen hat die Volkskunst in Altpreußen hervorgebracht. Der Kleiderschrank, gewöhnlich in der Schlafstube, ist in der Ragniter Gegend bis nach Insterburg und in das heutige Memelland hinein meist ganz einfach, von einer Hohlkehle gekrönt und durch Latten horizontal geteilt (Abb. 68). Die Bemalung solcher Schränke stimmt im wesentlichen überein. Die Türfüllung ziert ein Blumentopf, aus dem Blätter und Blüten emporsprießen, eine Blatt- und Blütenranke überzieht den Türrahmen, weitere Ranken schmücken die übrige Vorderseite und die beiden Schmalseiten. Der Grund ist in der Regel grün oder blau, die Blumen leuchtend rot und weiß. Schränke mit schön ausgesägten Füllungen, geschnitzten Eckstäben und Bekrönungen kommen rechts der Memel vor. Für das Wesen der östlichen Volkskunst besonders interessant sind die Schränke, deren Grundgestalt sich an die westlichen Barockformen anschließt, wobei jedoch die Zierformen in einen Flächenstil übersetzt werden. Auch sie sind mit Blumenranken bunt bemalt, oder ihr aufgelegtes Zierwerk wird farbig besonders hervorgehoben. Sehr reizvoll gestaltete man im Memelgebiet auch die Küchenspinde mit ihrem ausgesägten Brettwerk und ihren bunten Farben. Die masurenischen Schränke bleiben äußerst einfach in der Gesamtform und auch spärlicher in der Bemalung. In Mittelpreußen herrscht, wie schon betont wurde, auch in der Volkskunst das Möbelbarock, das die Hansastädte pflegten, vor (Abb.

64, 77). In stark reduzierten Formen findet es sich besonders bei bemalten Möbeln (Abb. 66, 70). Schränke mit farbigen Einlagen erreichen in den Bauernhäusern der Weichselgegend eine solche Höhe der Durchbildung, daß sie sich oft nur wenig von städtischem Möbelwerk unterscheiden (Abb. 65). Neben dem Kleiderschrank benutzte man dort gern den Stollen- und den Käschrant.

Die Truhen haben seit der gotischen Zeit im Lande eine reiche Formentwicklung erfahren. Schöne, mit Eisenbändern beschlagene, mitunter auch in den Feldern geschnitzte Truhen des 14. bis 17. Jahrhunderts treten überall in den ordenszeitlich neu besiedelten Gebieten auf (Abb. 40, 41). Aus der gotischen Truhe mit gewölbtem Deckel ergab sich eine Form der Koffertruhe mit reichem Beschlag aus getriebenem Blech, wie sie auch in anderen Gebieten Norddeutschlands zu Hause ist. Die eigentlichen Bauerntruhen, namentlich die im Memelgebiet und Masuren, haben einfache Kastenform: ihre Seiten werden gerne durch aufgelegtes Brettwerk in rechteckige oder ausgeschwungene Felder zerlegt, die dann die bunten Blumenmalereien aufnehmen (Abb. 72). Mitunter dienen auch gedrechselte Leisten zur Verzierung. Im Kernlande herrscht die Intarsiatruhe vor, die in ihrer Gesamtform immer einfach bleibt und auf geschweiften Fußbrettern oder auf schweren Kugelfüßen steht (Abb. 69). Daneben stellen diese Gegenden die geschnitzte und bemalte Truhe.

Auch bei den Tischen lebt Gotisches weiter. Den gotischen Kasten- und Zargentisch kennt das Memelgebiet (Abb. 78). Hier treten überhaupt mehrere bemerkenswerte Tischformen auf, wie z. B. der Säulentisch mit schwerer Fußplatte (Abb. 79, 80). Im Westen sind die Tischformen leichter, sie werden an der Weichsel trotz ihrer bäuerlichen Grundgestalt mitunter geradezu elegant (Abb. 77).

Bei den Stühlen und Sesseln hält sich eine romanische Form sogar bis in das 18. Jahrhundert hinein. Es ist dies der sogenannte Bußstuhl, durch alte Inschrift als solcher bezeichnet. Er kommt aber auch als Junst- und Kirchenstuhl vor. Die meisten Exemplare stammen aus der Gegend von Königsberg. Als mächtige, runde Stollen steigen die vier Pfosten empor, die hinteren durch Knäuse geziert. Die Querbretter und Querstäbe bleiben schwer und einfach (Abb. 81—82). Im Westen ist diese Stuhlform im 18. Jahrhundert erloschen, nur in Skandinavien lebt sie noch lange fort, von dort dürfte sie auch nach Preußen gekommen sein. In Mittelpreußen gibt es neben einfach geschnitzten Stühlen solche mit gedrechselten Pfosten und Querstäben, deren Rückenbretter besonders schön geschnitzt oder eingelegt sind (Abb. 85—87). In ihrer niedrigen Form dienten sie als Spinnstühle. Der Brettschemel hat im Memelgebiet ausgefägte Rückenlehnen in einem Stil, der dem der Grabbretter verwandt ist (Abb. 83). Im Westen weisen Sitz und Lehne häufig Einlegearbeiten auf.

Wandbretter, die zu den Kleinnöbeln des Bauernhauses gehören, entfalten gerade im Memelgebiet das reiche Linienpiel der dortigen Sägearbeiten. Als Tellerborde treten sie auf oder als Knaggen zum Anhängen der Kleidungsstücke.

Kleingerät für Haus- und Erwerbsleben

Die ganze Fülle volkstümlichen Gestaltens sprudelt in all den vielen Dingen empor, die das tägliche Leben im Haus und bei der Arbeit fordert. Gerade im Kleingerät, das unsere Zeit so gering achtet und in billigen Fabrikformen verschleißt, äußert sich das ganze künstlerische Gefühl eines Volkstums. Auch zu den nebensächlichsten Kleinigkeiten hat der im Volkstum verwurzelte Mensch eine innere Beziehung, sie müssen ihm Freude machen, er gestaltet sie daher mit sorgfamer Liebe und mit starkem Sinn für Brauchbarkeit und Dauer. Erblickt man hierin die Grundlage einer guten Volkskunst, so läßt sich sagen, daß auch die Altpreußens auf einer hohen Stufe steht. Schon von der weit entwickelten Kultur der Ordenszeit her lebt der Sinn für Gediegenheit und feste, oft sogar etwas schwere Form im nordostdeutschen Menschen. Sein Land ist merkwürdig aufgeteilt in Gebiete mit dichter, städtischer Besiedlung und andere, in denen die weit verstreuten Einzelgehöfte selbst heute noch schwierige Verbindungen mit den Städten haben. Da muß der Bauer manches selbst verfertigen, einen Leuchter aus Holz schnitzen, so gut er es kann, Spinn- und Webegerät für die Frauen herstellen, Spielzeug für Kinder. In den Städten aber lebt ein Handwerkerstand mit alter Tradition, der sowohl die Landbevölkerung mit ihren eigenwilligen Geschmacksrichtungen wie auch den verwöhnteren Bürger befriedigen muß. Das erklärt die Ungleichheit und große qualitative Spannung zwischen den Erzeugnissen altpreussischer Volkskunst. Aber das macht sie auch in ihrem Gesamtbestand so reich und wertvoll und öffnet den Blick in ihr tief in Volkstum und Vergangenheit haftendes Wesen.

Im Osten, in der wasserreichen Niederung zwischen Memel und Kurischem Haff bedeuten Beginn und Ende des Winters eine schwere Zeit für die Bevölkerung. Dann ist Schacktarp, die Zeit, in der Flüsse und Haff keine feste Eisdecke haben und weder mit Schiffen noch mit Schlitten zu befahren sind. Alle Wege sind aufgeweicht, oft grundlos, und an den langen Tagen und Abenden sitzt der Fischer zu Hause, holt sich sein einfaches Werkzeug hervor und macht „Schacktarparbeiten“. Wie phantasievoll köstlich und volkstümlich merkwürdig das ist, was er dann verfertigt, beweisen wohl am besten die holzgesägten Schiffswimpel der Kurischen Reitelkähne (Abb. 92—95). Sie gehen aus von dem Schiffswimpel aus Stoff mit den behördlich festgelegten Farben einzelner Dörfer und Gegenden, der ursprünglich zwischen zwei Latten ansetzte. Dieses Lattengerüst wurde dann zum Träger reicher, bunt bemalter Aufbauten: Häuser und Kirchen, Schiffe, Menschen und Tiere und bis zur Unkenntlichkeit umstilisierte Dinge. Über der Drahtspindel, auf der sich der Wimpel dreht, ragt krönend gewöhnlich ein Adler. Andere hervorragende Arbeiten jener Gegenden liegen in den Hängeleuchtern vor, die aus gedrechselten, mit Draht verbundenen Kugeln und Stäben aufgebaut sind oder an ihren geschnitzten Armen Holz kugeln,

Täfelchen und Vögel auf Drahtspiralen tragen (Abb. 114). Dieses Motiv wird auch gerne bei Blumenstöcken verwandt: bei der leisesten Windbewegung wippen die Holzvögel hin und her (Abb. 106).

Aber auch in den übrigen Landstrichen kennt man solche Arbeiten während der Übergangszeiten und während des langen harten Winters. Besonders schöne und merkwürdige Gebilde, die dann von den jungen Burschen als Brautgeschenke gearbeitet wurden, sind die Kratzenstöcke, die an die Stelle des Rockens auf das Spinnrad aufgesteckt werden und die „Klunkern“, ausgelämmte Flachsreste, halten. Solche Kratzenstöcke sind zweiflügelige oder rechteckige Brettchen, bunt bemalt oder zierlich ausgesägt, oft mit kleinen Holzglöckchen versehen (Abb. 96—101). Man trifft sie in dieser Form nur in Altpreußen an, wo sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Ihr Verbreitungsgebiet beschränkt sich jedoch keineswegs auf das Oberland und Ermland, sondern reicht weiter nach Osten bis an die Memel. Die Formentwicklung geht von einfachen dreizackigen Brettchen bis zu köstlich phantasievoll umrandeten und durchbrochenen Gebilden. Verwandt sind diese Kratzenstöcke in der Gestaltungsweise, wenn auch nicht in der Gebrauchsart, den Rockenbrettchen, die im ganzen Gebiet der östlichen Ostsee, in Schweden, Litauen und Lettland, üblich sind. Kunstvoll verziert und wie die Kratzenstöcke von der Landbevölkerung oder von kleinen Drechslern hergestellt wurden auch die Wehebrettchen zum Bandweben (Abb. 105).

Eine wichtige Rolle für den häuerlichen Haushalt spielten die Arbeiten aus Stroh, Span, Binse und Weide. Aus diesen Materialien stellte man einfaches Gerät, aber auch kunstreiche Gegenstände her. Hängeleuchter aus Strohgeflecht waren namentlich im Memelgebiet üblich (Abb. 180). In ganz Ost- und Westpreußen ist die Eischke heimisch, ein Korb, der hauptsächlich zum Einholen diente (Abb. 181). Er ist kasten- oder taschenartig gebildet, aus Spänen geflochten. In den Weichselgegenden war sorgfältiges Weidengeflecht zu Hause, das in Tellern, Körbchen, Hutschachteln auftritt. Hier werden auch bis auf den heutigen Tag Körbchen aus Holzspänen und Papierblumen zum Schmuck der Bauernstube angefertigt. Über das ganze mittlere Preußen verbreitet war das Strohmosaik (Abb. 178—179). Durch Aufkleben bunt gefärbter Strohstückchen auf Strohteller, Kästchen aus Holz und Pappe, erzielte man lebhaft schillernde Muster von oft überraschendem Farben- und Formenreiz. Auch hier läßt sich wieder eine Reihe von den primitivsten Formen bis zu hochentwickelten feststellen. Aber hinter jedem Erzeugnis steckt die volle Hingabe seines Verfertigers. Hängeleuchter aus Eisen und Standleuchter arbeitete der Dorffschmied, indem er dem zähen Material oft erstaunlich einfache und doch treffliche Wirkungen abzwang (Abb. 115, 116, 125). Auch anderes schlichtes Gerät, Stallaternen, Salzgefäße schmiedete er gelegentlich. Der Zinngießer und der Kupferschmied in der Stadt sorgten dann für das bessere Hausgerät, Kannen und Krüge, Löffel und Handmühlen, Teemaschinen und Schreibzeuge. Da der Mensch auf dem Lande gewöhnt war an gute, verzierte

Form, mußten sie sich darauf einstellen, und so tragen auch ihre Erzeugnisse charakteristische Züge der Volkskunst.

An keramischen Arbeiten hatte das Leben in Stadt und Land immer einen großen Bedarf. Ostpreußen liegt weit ab von den großen deutschen keramischen Zentren und war in älterer Zeit auf seine eigene Produktion angewiesen. Erst mit dem Ausbau der Eisenbahnen kamen Buzlauer und hessische Waren auf den Markt. Bis dahin besaß das Land seine großen Töpfereien, namentlich am Frischen Haff von Kadinen bis Elbing, aber auch im Oberland in fast allen kleineren Orten, so besonders in Mühlhausen und Preußisch-Holland. Der Haupttöpferort im Norden, der viel Handelsware lieferte, war Tolkemit am Frischen Haff. An der Weichsel in der Marienburger und Marienwerderer Gegend, in Masuren lassen sich in den einzelnen Orten Töpfereien nachweisen, so daß der mittlere und südliche Teil Ostpreußens von einer keramischen Industrie ganz überzogen war. Bis kurz vor dem Kriege haben heute noch lebende Töpfermeister, z. B. in Pr. Holland, bunte Gefäße nach den überlieferten, zum Teil an Mittelalterliches anklingenden Formen gearbeitet.

Was in Ostpreußen an volkstümlicher Keramik geschaffen wurde, ist wiederum höchst vielseitig und eigenartig. An der Spitze stand wohl die Ofenindustrie mit zwei Mittelpunkten, der eine in der Elbinger Gegend, der andere in Masuren. Die masurischen Ofen zeichnen sich durch ihre lebhaft bunte Ausgestaltung aus und besitzen eine primitive, aber außerordentlich lebendige und volkstümliche Formensprache (Abb. 153, 154). Die Kacheln sind in farbigem Relief oder in flächiger Malerei gearbeitet. Ein Hauptort war Neidenburg, wo mehrere Werkstätten bekannt sind. Ein solcher Ofen brachte eine lustige und zugleich prächtige Note in die Bauernstube. Seine Kacheln enthielten Szenen aus allen Gebieten, die im Gesichtskreis des Landlebens lagen, biblische Motive, Soldaten, Sprüche, aber auch pflanzliche und tierische Elemente, immer stark stilisiert und mit einer flotten Naivität hingestellt. Die Ofen in der Gegend von Elbing und an der unteren Weichsel waren kunstvoller aufgebaut, meist nur in Blau- oder Weißmalerei mit naturalistischen Blumenmotiven, aber oft auch mit landschaftlichen und szenischen Darstellungen, die in der Unmittelbarkeit des Ausdrucks ihre Hauptwirkung haben (Abb. 157).

Weitere Gelegenheit zu reicher malerischer Behandlung gaben vor allem die Teller, Krüge und Kannen. Hier hat besonders der Elbinger Bezirk, aber auch die Gegend um Marienwerder und Marienburg Hervorragendes geleistet. In den Gefäßformen lebt nicht selten die Sprache des Mittelalters nach, wie denn überhaupt gerade in Ostpreußen ein kontinuierliches Fortwirken der alten Gewerbe durch alle Jahrhunderte hindurch häufig genug feststellbar ist. Als Gefellen- und Meisterstücke der Töpferkunst entstanden oft Kästchen und Figürliches (Abb. 173 ff.). Künstlerisch besonders schön durchgebildet war die braune Keramik von Tolkemit, die häufig bei Weihwasserbecken vorkommt (Abb. 175). Im übrigen finden sich alle Formen und Arten vor, von schlichtem, einfarbigem Gebrauchsgeschirr bis zum sorgsam bemalten Prunkstück.

Wie stark von jeher im altpreußischen Volkstum der Sinn für malerische Werte ausgeprägt war, zeigen nicht nur die schon behandelte Wand- und Deckenmalerei und der Schmuck der keramischen Erzeugnisse; auch im Wandbild kommt er zum Ausdruck. Im Ermland gibt es eine hochstehende Bildermalerei bis zum 19. Jahrhundert. Religiöse Szenen und Heilige werden hinter Glas gemalt mit einer Farb- und Formkraft, wie etwa in Bayern und Schlesien (Abb. 182—185). Schlesien war wohl Ausgang für eine Gruppe von Hinterglasmalerei, die das Ermland hervorbrachte (Abb. 182—184). Eine andere mit strichig gezogenem Stil verwendet gerne Zinnfolie und Goldbronze zur Erzielung lebhafter Bildeffekte. Sie dürfte ihren Sitz in Königsberg gehabt haben. Im westlichen Mittelpreußen ersetzt man die religiösen Motive durch weltliche. Dort ist dann, namentlich bei den Mennoniten an der Weichsel, das Spruch- und Glückwunschkbild in Übung. Die Sprüche und Neujahrswünsche werden mit bunten Blumen und Ranken durchsetzt. Anekbilder aus Schichten von buntem Papier übereinander werden ebenfalls gerahmt und an die Wand gehängt (Abb. 186, 187).

Kinderspielzeug von merkwürdiger Form hat namentlich das holzreiche Masuren hervorgebracht. Entsprechend der ganzen Einstellung der dortigen Volkskunst, schnitzt man in einfachen, zusammengehaltenen, kubischen Formen, die mit wenigen charakteristischen Flecken ihre Bemalung erhalten (Abb. 188, 189).

Die Trachten

Die geringen Reste einer Volkstracht, die heute noch in vereinzeltten Gegenden Altpreußens zu finden sind, lassen kaum mehr den Gedanken an die einstmalige allgemeine Verbreitung und hohe Entwicklung dieses Teiles der Volkskunst wach werden. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gab es zwei inselartige, große Komplexe, in denen die überlieferte Art sich zu kleiden als etwas Selbstverständliches fortbestand.

Die Bewohner des Memelgebietes hingen besonders lange an ihren alten Bräuchen, doch sind diese jetzt dem Zuge der neuen Zeit so gut wie ganz zum Opfer gefallen. Das Gewand der Männer bestand aus einem weißen, mitunter auch auf den Achseln gestickten, lang über die Hose herabhängenden Hemde. Ein bunter Gürtel, eine bunte Weste vervollständigten mit dem einfarbigen Beinkleid den Anzug. Dazu trat noch ein einfarbiger Überrock in zwei Formen: entweder litewkenartig anschließend oder lang herabfallend. Die Stoffe wurden selbst gewebt, auch die Stickereien verfertigten die Frauen. Bei der memelländischen Volkstracht haben sich allem Anscheine nach die verschiedensten Einflüsse gemischt. Das beweist vor allem die Frauentracht mit ihren wechselnden Formen desselben Kleidungsstückes. Der lange bunte Rock, streifig oder kariert, meist in gedeckten Farben, bestand aus einem schweren, steifen Stoff.

Zur Bekleidung des Oberkörpers gehörten das auf den Armen bunt bestickte Hemd und das Nieder in seinen zwei Arten: offenstehend und mit zwei Reihen schöner Knöpfe verziert oder nach westlichem Brauche zum Schnüren eingerichtet. Auf die Schürze legte man besonderen Wert. Sie war immer sorgsam aus Leinen gewebt, reich und bunt gestreift oder mit schöner Stickerei überzogen. Die Bänder, an denen sie getragen wurde, weisen besonders schöne, bunte Webmuster auf; sie hielten zuweilen auch das selbst gearbeitete Gürteltäschchen, wenn dieses nicht an dem prächtigen, kunstvoll gewebten oder gestickten Gürtel hing. Als Überkleider gab es mehrere Formen: einfache Jacken und Mäntel, die bis zu den Füßen reichten. Schmale, bestickte, über Rücken und Oberarm gelegte Tücher waren sehr beliebt. Die Frauen trugen als Kopfschmuck ein im Nacken geknotetes Tuch. Das junge Mädchen schmückte sich mit einem Aufsatz aus Spitzen und Blumen oder mit einem einfachen Kautenkränzlein. Bei dem Kopfsputz der Braut nahmen die Spitzenhäubchen besonders reiche Formen an.

Das zweite Trachtengebiet erstreckte sich über das Ermland und Teile des Oberlandes. Die Männerkleidung im Ermland war weniger charakteristisch, sie bestand an Sonntagen in der Hauptsache aus dem langen, hellblauen Tuchrock, der mit großen Knöpfen verziert war. Der lange, faltige Rock der Frauen wies gerne helle, breite Streifen auf. Dazu trug man ein enges, wollenes Leibchen, meist von roter Farbe, und eine gestreifte Schürze. Modelleider städtischen Gepräges fanden früh Eingang und hielten sich dann noch, wenn sie in den Städten schon lange verschwunden waren. Auf ein schön gemustertes Schultertuch legte man Wert. Das schönste Trachtenstück des Ermlandes blieb jedoch bis in die letzte Zeit hinein die Frauenhaube. Ihr Boden wurde entweder in weißer Leinenstickerei oder in bunter Paramentstickerei, mit Glitzerzeug durchsetzt, ausgeführt. Um den Rand der Kappe legte man ein Seidentuch, das mitunter über der Stirne zu einer großen Schleife zusammenlief. Die Kinnbänder bestanden aus breiten, blumig gemusterten Seidenbändern. Außerdem konnten noch gleiche Bänder in breiter, langer Schleife über dem Nacken an der Haube angebracht sein. Die oberländische Volkstracht, wie sie etwa in Pomehrendorf bei Elbing oder in Pr. Holland überliefert blieb, war nicht wesentlich anders. Die Männer trugen zu ihren langen Röcken einen Zylinder mit buntem Band. Die Frauen hatten über ihrem bunt gestreiften Tuchrock gedruckte Leinenschürzen. Ein Brusttuch und die sogenannte Krullhaube neben dem Kopftuch gehörten zu den besonderen Kleidungsstücken dieser Gegend.

Brautkronen aus buntem Glitzerzeug lassen sich sowohl für das Oberland, als auch für das Memelgebiet nachweisen. Im Material unterschieden sie sich nur wenig, dagegen war die Brautkrone im Oberland breiter, während sie im Memelgebiet eine kugelige Form besaß. An volkstümlichem Schmuck hat sich nur wenig überliefert, was die Annahme nahelegt, daß er in älterer Zeit nicht die gleiche Bedeutung gehabt hat wie in anderen Gegenden Deutschlands.

Handwerk und häusliche Handarbeit

Verschiedene Handwerkszweige bedürfen noch einer gesonderten Betrachtung, weil gerade sie eng mit der Volkskunst verwachsen sind und tiefer in volkstümliche Gebräuche hineinreichen. Da war zunächst der Färber und Zeugdrucker. Um seine Erzeugnisse dem Geschmack seiner Kunden in Stadt und Land anzupassen, mußte er sie durch kunstvolle Musterung zu heben suchen. An langen Winterabenden verfertigte er mit seinen Gesellen Druckstöcke aus Holz, indem er einfache und komplizierte Muster aus ihrer glatten Fläche herausholte oder als ein Relief aus Drahtstiften und Blechstreifen daraufsetzte. Mit solchen Druckstöcken bedruckte er die zum größten Teil in der Hausweberei entstandenen Stoffe, indem er Stempel an Stempel fügte. Es ist außerordentlich interessant und lehrreich, einmal die Fülle von Mustern, die zum Bestande einer solchen Druckerei gehörten, näher zu betrachten (Abb. 215, 216). Da sind ganz schlichte Motive, ungegliederte Streifen nebeneinander, aus denen bei anderen Stöcken Reihen von Punkten, Rechtecken geworden sind. So steigt die Formenentwicklung immer mehr an; grobgeformte Blumenmuster, roh aus dem Holz geschnitten, werden schließlich zu ganz duftigen Linienspielen von Blüten und Blättern, mit Stiften und Streifen kunstvoll in das Holz getrieben. Nicht nur der Handwerker selbst besaß und benutzte solche Stempel, sondern oft genug bedruckte man im Bauernhause die Stoffe selbst.

Aus Holz geschnitzte Formen brauchte auch der Bäcker, wenn er seinem Kuchen zu den Festtagen ein besonders würdiges und anziehendes Aussehen geben wollte (Abb. 135—140). Aber auch im Hause waren sie gelegentlich vorhanden. Jahrhunderte alte Motive und Gestaltungsweisen leben in solchen Kuchenformen nach. Auch sie sind von den Meistern und seinen Gesellen selbst geschnitzt. Viele haben Verwandtschaft mit solchen im übrigen Norddeutschland, ja bis nach Flandern hin, von wo vielleicht diese ganze Sitte ausgegangen ist. Manches aber von diesem Formengut wurde in Altpreußen selbst geschaffen, wie z. B. der Thorner Honigkuchenengel, der sich großer Beliebtheit erfreute. Indessen konzentriert sich der Brauch hauptsächlich auf Oberland, Pomesanien und die übrigen Gegenden an der Weichsel. Neben den alten, überlieferten Typen stehen dann neuere Erfindungen (Abb. 139).

Wurden diese geschnitzten Holzstöcke von Männern neben ihrer Berufsarbeit angefertigt, so hatten auch die Frauen ihre Handarbeiten, die namentlich an den Winterabenden hergestellt wurden. In ländlichen, aber auch in den meisten kleinstädtischen Haushaltungen wurde alles, was man für Kleidung und Haus an Leinen und Wollstoff brauchte, selbst gewebt. Es spricht für die gute, künstlerische Gesinnung des altpreussischen Volkstums, daß es sich selten mit einfachen und einfarbigen Webarbeiten begnügte, sondern immer wieder bestrebt war, neue, schöne Muster zu erfinden. So liegt schon jetzt, obwohl das Sammeln erst angefangen hat, eine reiche Ent-

wicklung von Mustern vor. Alle bekannten volkstümlichen Stickeretechniken Norddeutschlands fanden auch in Ostpreußen Eingang. Die Perlenstickerei hat sehr geblüht, daneben an der Weichsel die Verarbeitung von Fischschuppen, namentlich auf Samtdecken. Hervorragend schön entfaltet sich die Wollstickerei im Memelgebiet, besonders bei den auch in der Farbgebung ausgezeichneten Handschuhen und Strümpfen.

Von ungewöhnlicher Eigenart ist die Teppichweberei, die für Masuren vom 18. bis ins 19. Jahrhundert nachweisbar ist. Die Volkslegende führt sie auf Landeseinwohner zurück, die, beim Tatareneinfall 1656 verschleppt, in der Türkei das Teppichmachen erlernt haben sollen. In Wirklichkeit schließt sich die masurische Teppichgruppe, wenn sie auch in ihrer Eigenart durchaus selbständig bleibt, dem großen Gebiet volkstümlicher Teppiche an, das über Polen weit nach Süden und Südosten reicht. Das macht manches „orientalische“ Motiv auf masurischen Teppichen verständlich. Andererseits wurde bereits in der ersten Auflage dieses Buches, lange bevor Zahm den Versuch machte, die masurischen Teppiche für allgemein ostpreußisch zu erklären und in ihnen Reste nordischer Teppichkunst zu sehen, auf ihren wesentlich nordischen Charakter hingewiesen. Diese nordischen Zusammenhänge liegen jedoch tiefer und weiter zurück. Jedenfalls besteht kein ersichtlicher Grund, diese schöne Leistung des tüchtigen und deutschfühlenden masurischen Volkstums als allgemein ostpreußisch anzusprechen. Neben Knüpsteppichen und Doppelgeweben, die in Preußen sonst völlig unbekannt sind, treten auch vereinzelt Wirkteppiche auf (Abb. 204, 206, 208).

Wichtig für die Beurteilung der altpreußischen Volkskunst werden auch die Handwerke, die nur wenig oder überhaupt nicht vertreten sind. So scheint Schmuck aus edlen Metallen und auch aus einfacheren Stoffen in bäuerlichen und Kleinbürgerlichen Kreisen selten gewesen zu sein. Es lag offenbar dem schweren und mehr auf die praktischen Notwendigkeiten des Daseins gerichteten Sinn der altpreußischen Kolonistenbevölkerung wenig, sich mit Schmuck zu behängen. Auch schön verziertes Lederzeug als Schmuck für die Pferde sucht man vergeblich. Verwundern mag es ferner, daß Ostpreußen, das Land des Bernsteins, kaum volkstümliche Bernsteinindustrie hervorgebracht hat. Doch diese Tatsache erklärt sich leicht, und zwar aus rein historischen Gründen. Der Deutsche Orden und später die Herzöge besaßen, wie heute noch der preußische Staat, das Bernsteinregal und verboten bei strengen Strafen das unbefugte Sammeln und freie Verarbeiten des Werkstoffes. Seine Gestaltung blieb städtischen Bernsteinschnitzern vorbehalten und drang wenig in kleinstädtische und bäuerliche Kreise. Ebenjowenig wurde die Glasindustrie volkstümlich. Zwar lassen sich Glashütten an verschiedenen Stellen nachweisen, die aber wahrscheinlich nur schlichte Gebrauchsware und nur selten einmal als Meister- oder Gesellenstück ein Prunkglas herstellten, denn die meisten kunstvolleren Stücke tragen deutlich das Gepräge höheren Stils und westlicher Herkunft.

Volkskunst und Gegenwart

Die Volkskunst als blühender Ausdruck eines kraftvoll geschlossenen Volkstums gehört auch in Ostpreußen der Vergangenheit an. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts öffnet sich das Land bei immer dichter sich zusammenspinne dem Netz von Eisenbahnen der von Westen hereinbrechenden modernen Industrieware. Dinge, die man so viel billiger und müheloser erstehen konnte, lohnte es nicht mehr selbst anzufertigen. Indessen bewies sich auch hier vielfach die Fähigkeit der Bevölkerung im Festhalten alter Formen und alter Bräuche. Bis um 1900 läßt sich in den einzelnen Landstädten die Töpferei verfolgen, die immer noch schön geformtes Buntgeschirr herstellt. Vereinzelt, wie z. B. in Pr. Holland, gab es sogar noch bei Ausbruch des Weltkrieges handwerkliche Töpfereien der alten Art (Abb. 172).

Was sich heute noch vorfindet, ist nicht viel, zeigt aber kräftige Wurzeln. Der Weltkrieg, der Ostpreußen besonders schwer heimsuchte, hat gerade die Randgebiete, in denen Volkskunst noch am zähesten sich hielt, am stärksten in Mitleidenschaft gezogen. Beim Wiederaufbau der Städte, Dörfer und Gehöfte gaben westliche Architekten ganzen Landstrichen ein völlig fremdes Gesicht. Daneben findet man hin und wieder Häuser aus Holz, von einheimischen Handwerkern in voller Naivität und unbekümmert um moderne Bauweise errichtet. Was hier entstand, zeigt gute handwerkliche Tradition und benutzt, fern von aller Nachahmung, ja sogar fast ungewollt, alte, heimische Motive. Hier besteht wenigstens eine Möglichkeit, die zu einem volkstümlichen Hausbau führen könnte.

Am lebendigsten erhielt sich von den alten, volkstümlichen Industrien die Hausweberei. Es gibt in Rathagen ganze Dörfer, in denen der Webstuhl im Hause nicht fehlt. Unbeeinflusst von modernen Mähdrehtungen, werden die alten, unverfälschten Muster zu schönen Tisch- und Bettdecken verwebt. Auch Kleiderstoffe verfertigt man gelegentlich selbst. Im Memelland und in der Gegend von Marienwerder besteht ebenfalls noch Hausweberei.

Was sonst noch angefertigt wird und mitunter auf den Markt kommt, zeigt schon starke Anzeichen der Entartung. Körbchen aus Holzspänen mit Papierblumen kommen an der Weichsel und ähnlich in Masuren vor. Es gibt zudem in Ostpreußen kunstgewerbliche Werkstätten, die die alte Volkskunst für den Geschmack des Großstädtlers zurechtmachen. Dadurch entsteht jedoch keine Volkskunst, die den Bedürfnissen der Gegenwart angepaßt ist. Nur durch innere Stärkung des Volkstums, durch Förderung alles schlicht Handwerklichen könnte nach der großen, abgeschlossenen historischen Entwicklung vielleicht mit Benutzung der Reste eine neue, unserer Zeit entsprechende entstehen. Das neue deutsche Reich mit seiner tieferen Wertung des Volkstums berechtigt zu der Hoffnung auf ein neues volksnahes Gestalten auch in Ostpreußen, wenn auch die alte Volkskunst, die bereits der Geschichte angehört, nicht wieder belebt werden kann.